

Diana Gabaldon

OUTLANDER
IM BANN DER STEINE

Sieben Kurzromane

Aus dem Englischen
von Barbara Schnell



KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»Seven Stones to Stand or Fall« bei Delacorte Press, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe September 2018

© 2017 Diana Gabaldon

© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe Knauer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München
»Lord John und der Usus der Armee«, »Die Stille des Herzens«, »Lord John und der
Herr der Zombies« und »Wie ein Blatt im Wind« erschienen erstmals 2013 in dem
Sammelband »Zeit der Stürme« im Blanvalet Verlag in der
Verlagsgruppe Random House GmbH.

»Unschuldengel« erschien erstmals 2015 in der von George R. R. Martin und
Gardner Dozois herausgegebenen Anthologie »Königin im Exil« im Blanvalet Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Petra Zimmermann

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: © FinePic / shutterstock

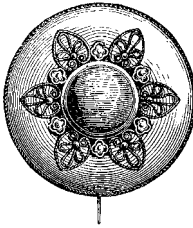
Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

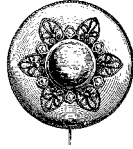
ISBN 978-3-426-65377-7

Dieses Buch widme ich Karen Henry, Rita Meistrell, Vicki Pack, Sandy Parker und Mandy Tidwell (die ich mit allem Respekt und der größten Dankbarkeit auch meine persönliche Erbsenzählertruppe nenne) für ihre unschätzbare Hilfe beim Aufspüren von Irrtümern, Anschlussfehlern und Kleinkram aller Art.

(Für etwaige verbleibende Fehler ist allein die Autorin verantwortlich, die nicht nur hin und wieder fröhlich die Chronologie ignoriert, sondern sich bisweilen auch ganz bewusst auf Abwege begibt.)



Inhalt



DIE CHRONOLOGIE DER *OUTLANDER*-BÜCHER

9

LORD JOHN UND DER USUS DER ARMEE

15

DIE STILLE DES HERZENS

92

LORD JOHN UND DER HERR DER ZOMBIES

211

WIE EIN BLATT IM WIND

300

UNSCHULDSENGEL

353

MINERVAS GEHEIMNIS

441

DIE KANONEN VON EL MORRO

606

DANKSAGUNG

697

Einleitung

Die Chronologie der Outlander-Bücher

FALLS SIE DIESES BUCH in der irrigen Annahme erworben haben, dass es der neunte *Outlander*-Roman ist – das ist es nicht. Ich bitte um Entschuldigung.

Aber wenn es nicht der neunte Roman ist, was ist es dann? Nun, es ist eine Sammlung von sieben ... äh ... Werken unterschiedlichen Inhalts und unterschiedlicher Länge, die aber alle mit dem *Outlander*-Universum zu tun haben.

Fünf der Kurzromane in diesem Buch sind bereits in anderer Form auf Deutsch erschienen; zwei sind brandneu und bis dato unveröffentlicht: »Minervas Geheimnis« und »Die Kanonen von El Morro«.

Da diese Kurzromane an unterschiedlichen Stellen zur Geschichte der Romane gehören, finden Sie hier eine vollständige Chronologie der *Outlander*-Reihe(n), um Ihnen das *Wer*, *Was* und *Wann* zu erklären.

Die *Outlander*-Bücher umfassen drei Arten von Erzählungen:

Die enormen Wälzer, die in kein erkennbares (oder jedes bekannte) Genre passen.

Die kürzeren, nicht ganz so unbeschreiblichen Romane, die mehr oder weniger historische Krimis sind (auch wenn es darin außerdem um Schlachten, Aale und nicht ganz konventionelle Sexpraktiken geht).

Und: Die Beulen, kurze (oder kürzere) Texte, die irgendwo in die Handlung der Romane gehören, ähnlich wie ein sich windendes

Beutetier, das von einer Schlange verschluckt wurde. Diese befassen sich häufig – aber nicht ausschließlich – mit Nebenfiguren, sind Vorgeschichte oder Fortsetzung und/oder füllen eine Lücke in der ursprünglichen Handlung.

Also. Die meisten der kürzeren Romane haben ihren Platz in einer großen Lücke, die in der Mitte von *Ferne Ufer* geblieben ist, in der Zeit von 1756 bis 1761. Auch einige der Beulen gehören in diesen Zeitraum, andere nicht.

Um den Lesern die Orientierung zu erleichtern, folgt an dieser Stelle eine detaillierte Chronologie der einzelnen Elemente im Rahmen der Handlung. Allerdings möchte ich anmerken, dass die kürzeren Romane und die Kurzgeschichten alle so angelegt sind, dass man sie für sich lesen kann, ohne ihren Zusammenhang untereinander oder im Gefüge der enormen Wälzer zu berücksichtigen – falls Sie in der Stimmung für eine leichte literarische Zwischenmahlzeit sind statt des Neun-Gänge-Menüs mit passendem Wein und Dessert-Buffer.

UNSCHULDSENGEL (Kurzroman aus *Im Bann der Steine*) – Diese Jahre nach dem ersten Roman veröffentlichte Kurzgeschichte entführt die Leser nach Frankreich, wohin sich Jamie mit neunzehn vor den Nachstellungen Jonathan Randalls geflüchtet hat und wo er gemeinsam mit seinem besten Freund Ian als Söldner dient. (1740)

FEUER UND STEIN (Roman) – Wenn Sie die Serie noch gar nicht kennen, schlage ich vor, mit diesem Buch anzufangen. Wenn Sie sich nicht sicher sind, ob es etwas für Sie ist, schlagen Sie das Buch irgendwo auf, und lesen Sie drei Seiten; wenn Sie es wieder weglegen können, bekommen Sie von mir einen Dollar. (1946/1743)

FEUER UND STEIN (Graphic Novel) – Einen etwas anderen Blickwinkel auf die Ereignisse zu Beginn der Saga eröffnet die Graphic Novel, die die Geschichte in Han Nguyens wunderschönen Illustrationen aus Jamies und Murtaghs Sicht erzählt. (1743)

DIE GELIEHENE ZEIT (Roman) – Es fängt nicht da an, wo Sie glauben, dass es anfangen wird. Und es endet auch nicht so, wie Sie glauben. Lesen Sie einfach; alles wird gut. (1968/1744–1746)

MINERVAS GEHEIMNIS (Kurzroman aus *Im Bann der Steine*) – Diese Geschichte spielt 1744/45 in Paris, London und Amsterdam und erzählt die Geschichte von Lord Johns älterem Bruder Hal (Graf Harold Melton, Herzog von Pardloe) und seiner (späteren) Frau Minnie, die zum Zeitpunkt der Handlung siebzehn ist, mit Bücher-Raritäten handelt und sich mit Urkundenfälschung, Erpressung und Einbrüchen etwas dazuverdient. Jamie Fraser kommt ebenfalls darin vor.

FERNE UFER (Roman) – Dieses Buch bekam von Entertainment Weekly einen Preis für den besten Anfang verliehen (damit Sie jetzt nicht Ihr Buch suchen müssen; der Satz lautet: »Er war tot. Allerdings pochte es schmerzhaft in seiner Nase, was ihm unter den Umständen seltsam erschien.«) Wenn Sie die Serie der Reihe nach lesen, sollten Sie dieses Buch lesen, ehe Sie die kürzeren Erzählungen angehen. (1968/1746–1767)

DIE FLAMMEN DER HÖLLE (Kurzgeschichte aus *Die Hand des Teufels*) – Um die Verwirrung noch etwas zu vergrößern, haben wir es bei *Die Hand des Teufels* mit einem Buch zu tun, das drei Kurzgeschichten enthält. Die erste – *Die Flammen der Hölle* – spielt 1757 in London und handelt von einem rothaarigen Mann, der sich mit einer dringenden Bitte um Hilfe an Lord John wendet und kurz darauf vor seinen Augen stirbt.

DAS MEER DER LÜGEN (Roman) – Historischer Krimi, der 1758 in London spielt, von Blut und anderen, noch unappetitlicheren Substanzen trieft und in dem Lord John (in rascher Folge) Bekanntschaft mit einem Kammerdiener, einem Verräter, einem Apotheker mit einem sicheren Heilmittel für die Syphilis, einem anmaßenden Deutschen und einem skrupellosen reichen Kaufmann schließt.

DER MAGISCHE PAKT (Kurzgeschichte aus *Die Hand des Teufels*) – Geschichte Nummer zwei, in der wir Lord John 1757 in Deutschland begegnen, wo ihn beunruhigende Träume von Jamie Fraser heimsuchen, wo ihm beunruhigende Begegnungen mit sächsischen Prinzessinnen und Nachtmahren widerfahren und ein verstörendes Zusammentreffen mit einem hünenhaften blonden Grafen aus Hannover.

DIE SÜNDE DER BRÜDER (Roman) – Der zweite Roman um Lord John (in dem allerdings auch Jamie Fraser vorkommt) handelt 1758, befasst sich mit einem zwanzig Jahre alten Familienskandal und konfrontiert Lord John mit explodierenden Kanonen und noch explosiveren Emotionen.

DER GEISTERSOLDAT (Kurzgeschichte aus *Die Hand des Teufels*) – Geschichte Nummer drei spielt 1758 in London, wo Lord John vor Gericht Rede und Antwort über die erwähnte explodierte Kanone stehen muss und begreift, dass es auf der Welt Dinge gibt, die gefährlicher sind als Schießpulver.

LORD JOHN UND DER USUS DER ARMEE (Kurzroman aus *Im Bann der Steine*) – Eine Kurzgeschichte, in der Seine Lordschaft 1759 in London einem Zitteraal zu nahe kommt und sich in der Schlacht um Quebec wiederfindet. Er hat einfach ein Händchen für solche Dinge.

DIE FACKELN DER FREIHEIT (Roman) – Dieses Buch spielt 1760 im Lake District, in London und in Irland. Eine Art Hybrid-Roman, der zu gleichen Teilen von Jamie Fraser und Lord John handelt. Aus ihren unterschiedlichen Perspektiven erzählen sie eine Geschichte über Politik und Korruption, Mord und Opiumträume, Pferde und uneheliche Söhne.

LORD JOHN UND DER HERR DER ZOMBIES (Kurzroman aus *Im Bann der Steine*) – 1761 erteilt man Lord John auf Jamaica das Kommando über ein Bataillon, um einen Sklavenaufstand zu been-

den. Er entwickelt bisher ungeahnte Sympathien für Schlangen, Küchenschaben und Zombies.

DIE KANONEN VON EL MORRO (Kurzroman aus *Im Bann der Steine*) – Spielt 1762 auf Jamaica und in Havanna. Lord John, der im Begriff ist, seinen Posten als Militärgouverneur Jamaicas aufzugeben, erfährt, dass sich seine Mutter in Havanna auf Kuba befindet. Was nicht schlimm wäre, wäre nicht die britische Marine auf dem Weg, die Stadt zu belagern. Mithilfe seines Leibdieners Tom Byrd, eines ehemaligen Zombies namens Rodrigo und seiner mörderisch veranlagten Ehefrau Azeel sticht Lord John in See, um die ehemalige Herzogin von Pardloe zu retten, ehe die Kriegsschiffe eintreffen.

DER RUF DER TROMMEL (Roman) – Dieses Buch beginnt 1767 in der Neuen Welt, wo Jamie und Claire in den Bergen von North Carolina Fuß fassen ... und ihre Tochter Brianna reichlich Unerwartetes erlebt, als ein unheilvoller Zeitungsausschnitt sie dazu bringt, sich auf die Suche nach ihren Eltern zu machen. (1969–1971/1767–1770)

DAS FLAMMENDE KREUZ (Roman) – Dieses Buch spielt vor dem historischen Hintergrund des Regulatorienkriegs in North Carolina, der eine Art Generalprobe für die bevorstehende Revolution war – und in welchem Jamie Fraser zum Rebellen wider Willen wird, seine Frau Claire zur Kräuterheilerin avanciert und sich ihr Enkel Jeremiah mit Kirschlikör betrinkt. Auf Briannas Ehemann wartet ein deutlich schlimmeres Schicksal, aber das verrate ich hier nicht. Dieses Buch hat mehrere Preise für den »Besten Schluss-Satz« gewonnen, aber den verrate ich hier auch nicht. (1770–1772)

EIN HAUCH VON SCHNEE UND ASCHE (Roman) – Gewinner der »Corine 2006« für den besten Roman sowie eines »Quill Awards« (dieses Buch hat Romane von George R. R. Martin und Stephen King aus dem Rennen geschlagen, was ich sehr amüsant fand). Jedes der Bücher hat eine innere »Form«, die ich beim Schreiben vor mir sehe. Dies hier sieht aus wie die Hokusai-Zeichnung mit

dem Titel »Die große Welle von Kanagawa«. Nicht ein Tsunami – sondern zwei. (1979/1773–1776)

ECHO DER HOFFNUNG (Roman) – Dieses Buch spielt in Amerika, London, Kanada und Schottland. Die Illustration auf dem Titel dieses Buches spiegelt seine innere Form wider: Es ist ein Krähfuß, ein althergebrachter militärischer Ausrüstungsgegenstand, der schon in der Antike gegen angreifende Elefanten benutzt wurde und heute noch von der Highwaypolizei eingesetzt wird, um Fluchtfahrzeuge aufzuhalten. Ein solcher Krähfuß hat vier spitze Enden, genau wie dieses Buch: Jamie und Claire, Roger und Brianna (und Familie), Lord John und William und schließlich Ian junior. Sein Knotenpunkt ist die Amerikanische Revolution. (1980/1777–1778)

DIE STILLE DES HERZENS (Kurzroman aus *Im Bann der Steine*) – Diese Geschichte spielt 1778 zum Großteil in Paris und handelt von Michael Murray (Ians älterem Bruder), Joan MacKimmie (Mar-salis jüngerer Schwester), dem Comte St. Germain (also doch nicht tot), Mutter Hildegard und einigen anderen alten Bekannten.

EIN SCHATTEN VON VERRAT UND LIEBE (Roman) – Band acht der Highland-Saga setzt die Handlung an den brisanten Punkten fort, an denen *Echo der Hoffnung* im Sommer 1778 und im Herbst 1980 endete.

WIE EIN BLATT IM WIND (Kurzroman aus *Im Bann der Steine*) – Diese Geschichte spielt (zum Großteil) 1941–1943 und handelt davon, was tatsächlich aus Roger MacKenzie's Eltern geworden ist.

Also, vergessen Sie nicht ...

Sie können die kürzeren Romane und Erzählungen in jeder beliebigen Reihenfolge lesen. Ich würde Ihnen aber empfehlen, die enormen Wälzer der Reihe nach zu lesen.



Lord John und der Usus der Armee

Einführung

ZU DEN FREUDEN des Verfassens historischer Romane gehört es, dass die besten Teile nicht erfunden sind. Diese Geschichte war das Resultat der Tatsache, dass ich Wendy Moores hervorragende Biografie des Arztes Dr. John Hunter gelesen habe und gleichzeitig ein Faksimilebüchlein über die Dienstvorschriften der britischen Armee während der Amerikanischen Revolution.

Eigentlich habe ich in beiden Büchern nichts Bestimmtes gesucht, sondern habe sie nur als allgemeine Quellen zur Zeitgeschichte gelesen – natürlich immer mit einem offenen Auge für faszinierende Dinge wie die Zitteraalpartys in London, die – genau wie Dr. Hunter selbst – historisch verbrieft sind.

Was die Dienstvorschriften betrifft, so muss man als Schriftsteller der Versuchung widerstehen, den Leuten Dinge zu erzählen, nur weil man sie weiß. Doch auch dieses Buch enthielt Kleinigkeiten wie die Information, dass das Wort »Bombe« im achtzehnten Jahrhundert durchaus gebräuchlich war und was damit gemeint war: nicht nur eine Explosionswaffe, sondern ebenso ein in geteertes Tuch gewickeltes Schrapnellpaket, das aus einer Kanone abgeschossen wurde (obwohl wir darauf achten müssen, das Wort Schrapnell zu vermeiden, da es seinen Namen von Lt. Henry Shrapnel von der Königlichen Artillerie hat, der die ursprüngliche »Bombe« zum »Schrapnellgeschoss« weiterentwickelte, einer Bombe voller Splitter, die außerdem Schwarzpulver enthielt und nach dem Abfeuern in der Luft explodierte. Dummerweise hat er das 1784 getan, was schade ist, weil Schrapnell ein toller Begriff ist, wenn man über den Krieg schreibt).

Unter vielen anderen Details fiel mir eine kurze Beschreibung des Prozederes bei einem Kriegsgericht ins Auge:

»Es ist der Usus der Armee, dass der Vorsitz eines Kriegsgerichts aus einem ranghohen Offizier und einer Anzahl weiterer Offiziere besteht, die dieser für geeignet befindet, das Gericht zu bilden, im Allgemeinen vier an der Zahl, möglicherweise mehr, jedoch nicht weniger als drei. Die angeklagte Person soll das Recht haben, Zeugen zu ihrer Unterstützung aufzurufen, und das Gericht soll diese befragen sowie jede andere Person, die es wünscht, und so soll es die Umstände klären und, falls es zu einer Verurteilung kommt, auch die Strafe.«

Das war alles. Keine Richtlinien für den Umgang mit Beweismitteln, keine Maßstäbe für eine Verurteilung, keine Vorgaben über das Strafmaß, keine Anforderungen an die Vorsitzenden eines solchen Gerichts, nur »der Usus der Armee«. Dieser Ausdruck ist offensichtlich bei mir hängen geblieben.



Wenn man es recht bedachte, war wahrscheinlich der Zitteraal daran schuld. Darüber hinaus konnte John Grey das Ganze auch der ehrenwerten Ms Caroline Woodford in die Schuhe schieben – was er eine Zeit lang tat. Und dem Arzt. Und natürlich diesem verflixten Dichter. Dennoch ... nein, der Aal war daran schuld.

Die Gesellschaft hatte in Lucinda Joffreys Haus stattgefunden. Sir Richard war abwesend; ein Diplomat seines Standes konnte einer solchen Frivolität niemals seinen Segen geben. Zitteraalgesellschaften waren in London der letzte Schrei, doch da die Tiere sehr selten waren, waren es solche privaten Zusammenkünfte ebenso. Die meisten dieser Ereignisse fanden in öffentlichen Theatern statt. Hier rief man die wenigen Glücklichen, die auserwählt wurden, dem Aal näher zu begegnen, auf die Bühne, wo sich dann das Publikum daran ergötzte, wie sie einen Schlag bekamen und dann wie getroffene Kegel umhertorkelten.

»Der Rekord liegt bei zweiundvierzig auf einmal!«, hatte ihm Caroline erzählt, und ihre großen Augen hatten gegläntzt, als sie von dem Tier in dem Wasserbassin aufblickte.

»Tatsächlich?« Es war eins der merkwürdigsten Geschöpfe, die er je

gesehen hatte, auch wenn es eigentlich eher unauffällig aussah. Es war an die neunzig Zentimeter lang, und es hatte einen schwerfälligen, kantigen Körper mit einem stumpfen Kopf, der aussah wie von unkundiger Hand aus Ton geformt, und winzige Augen wie stumpfe Glasperlen. Mit den geschmeidigen, um sich peitschenden Aalen auf dem Fischmarkt hatte es nur wenig gemeinsam – und es erweckte gewiss nicht den Anschein, als könnte es zweiundvierzig Menschen nacheinander auf einen Schlag fällen.

Das Tier hatte nichts Anheimelndes an sich, außer einer kleinen, schmalen Schleierflosse, die ihm über den gesamten Unterkörper lief und sich in Wellen bewegte wie ein Gazevorhang im Wind. Diese Beobachtung teilte Lord John sofort Ms Caroline mit und wurde daraufhin beschuldigt, ein poetisches Wesen zu besitzen.

»Poetisch?«, sagte eine belustigte Stimme hinter ihm. »Kennen die Talente unseres tapferen Majors denn gar keine Grenzen?«

Innerlich grimassierend und äußerlich lächelnd, wandte John sich um und verneigte sich vor Edwin Nicholls.

»Es würde mir niemals einfallen, mich auf Euer Terrain zu wagen, Mr Nicholls«, sagte er höflich. Nicholls schrieb grauenvolle Verse, die sich zumeist mit der Liebe befassten, und er genoss die Bewunderung junger Frauen einer gewissen Geisteshaltung. Ms Caroline zählte nicht zu ihnen; sie hatte sogar eine äußerst gewitzte Parodie seines Stils verfasst, obwohl Grey nicht glaubte, dass Nicholls davon gehört hatte. Zumindest hoffte er es nicht.

»Ach, nein?« Nicholls zog eine honigfarbene Augenbraue hoch und warf Ms Woodford einen kurzen, aber bedeutsamen Blick zu. Sein Ton war scherzhaft, doch sein Blick war es nicht, und Grey fragte sich, wie viel Mr Nicholls wohl schon getrunken haben mochte. Nicholls hatte rote Wangen und glitzernde Augen, doch das konnte genauso gut eine Folge der Wärme im Zimmer sein, die beträchtlich war, und des aufregenden Anlasses.

»Denkt Ihr darüber nach, eine Ode an unseren Freund zu verfassen?«, fragte Grey, ohne Nicholls' Seitenhieb zu beachten, und zeigte auf das große Wasserbecken mit dem Aal.

Nicholls lachte zu laut – nein, er war wirklich nicht mehr nüchtern – und winkte ab.

»Nein, nein, Major. Wie könnte ich es in Betracht ziehen, meine Energie an eine solch grässliche, bedeutungslose Kreatur zu verschwenden, wo ich doch solch entzückenden Engel zu meiner Inspiration habe.« Er grinste anzüglich – Grey wollte den Mann ja nicht beleidigen, aber es war unleugbar ein anzügliches Grinsen – in Ms Woodfords Richtung, woraufhin diese – mit zusammengekniffenen Lippen – lächelte und ihn tadelnd mit dem Fächer antippte.

Wo war Carolines Onkel?, fragte sich Grey. Simon Woodford teilte das Interesse seiner Nichte an der Naturkunde und hatte sie doch gewiss begleitet ... Oh, da! Simon Woodford war in ein Gespräch mit Mr Hunter, dem berühmten Arzt, vertieft – was hatte Lucinda nur bewogen, *ihn* einzuladen? Dann fiel sein Blick auf Lucinda, die Mr Hunter über ihren Fächer hinweg scharf ansah, und er begriff, dass sie ihn gar nicht eingeladen *hatte*.

John Hunter war ein berühmter Arzt – und ein berüchtigter Anatom. Dem Gerücht nach schreckte er vor nichts zurück, wenn es darum ging, sich einen besonders begehrenswerten Kadaver zu schnappen – ob menschlich oder nicht. Er verkehrte zwar durchaus in der besseren Gesellschaft, jedoch nicht in den Kreisen der Joffreys.

Lucinda Joffrey hatte Augen, die Bände sprechen konnten. Sie waren das einzig Schöne an ihr, mandelförmig, bernsteinfarben und imstande, bemerkenswert einschüchternde Botschaften durch ein überfülltes Zimmer zu senden.

Hierher!, sagten sie. Grey lächelte und hob ihr das Glas zum Salut entgegen, machte aber keine Anstalten zu gehorchen. Die Augen verengten sich und glitzerten gefährlich, dann nahmen sie abrupt den Arzt ins Visier, der jetzt auf das Wasserbecken zuhielt. Sein Gesicht leuchtete vor Neugier und Sammelleidenschaft.

Die Augen hefteten sich wieder auf Grey.

Seht zu, dass Ihr ihn loswerdet!, sagten sie.

Grey blickte zu Ms Woodford hinüber. Mr Nicholls hatte ihre Hand in die seine genommen und schien irgendetwas zu deklamieren; sie sah so aus, als hätte sie die Hand gern zurück. Grey richtete den Blick erneut auf Lucinda und zuckte mit den Achseln. Er wies mit einer kleinen Geste auf Mr Nicholls' ocker-samtenen Rücken

und drückte ihr so sein Bedauern darüber aus, dass seine Verantwortung seinen Mitmenschen gegenüber ihn daran hinderte, ihren Befehl auszuführen.

»Nicht nur das Gesicht eines Engels«, sagte Nicholls gerade und drückte Carolines Finger so fest, dass sie aufquitschte, »sondern auch die Haut.« Er streichelte ihre Hand, und sein anzüglicher Blick überflog sie noch unverhohlener. »Wie mag ein Engel wohl am Morgen duften, frage ich mich.«

Grey betrachtete ihn nachdenklich von oben bis unten. Noch eine derartige Bemerkung, und er würde möglicherweise gezwungen sein, Mr Nicholls ins Freie zu bitten. Nicholls war hochgewachsen und kräftig, wog einen Viertelzentner mehr als er, und man sagte ihm nach, dass er Streit suchte. *Am besten versuche ich zuerst, ihm die Nase zu brechen, dachte Grey, und schubse ihn dann mit dem Kopf voran in eine Hecke. Er wird nicht wieder ins Haus kommen, wenn ich seine Erscheinung verwüste.*

»Was schaut Ihr denn so?«, erkundigte sich Nicholls unfreundlich, als er sah, dass Greys Blick auf ihm ruhte.

Lauter Applaus ersparte Grey die Antwort – der Besitzer des Aals rief die Gesellschaft zur Ordnung. Ms Woodford nutzte die Gelegenheit, ihre Hand fortzureißen, und ihre Wangen brannten vor Verlegenheit. Grey trat augenblicklich an ihre Seite und schob ihr die Hand unter den Ellbogen, während er Nicholls mit eisigem Blick fixierte.

»Kommt mit mir, Ms Woodford«, sagte er. »Suchen wir uns einen Platz, von dem wir alles gut beobachten können.«

»Beobachten?«, sagte eine Stimme neben ihm. »Ihr habt doch wohl nicht vor, nur *zuzusehen*, oder, Sir? Interessiert Euch denn gar nicht, wie es ist, das Phänomen am eigenen Leib auszuprobieren?«

Es war Hunter persönlich. Das buschige Haar ohne große Sorgfalt zusammengebunden, jedoch mit einem anständigen zwetschgenroten Anzug bekleidet, grinste er zu Grey auf; der Arzt war zwar breitschultrig und muskulös, aber nicht sehr groß – keine eins sechzig gegenüber Greys eins siebzig. Offenbar war ihm Greys wortloser Dialog mit Lucinda nicht entgangen.

»Oh, ich denke ...«, setzte Grey an, doch Hunter hatte ihn schon am Arm und zog ihn durch die Menge, die sich um das Bassin dräng-

te. Caroline folgte ihm hastig, nachdem ihr alarmierter Blick auf Nicholls' finsternes Gesicht gefallen war.

»Ich bin sehr neugierig darauf zu erfahren, wie Ihr es empfunden habt«, plauderte Hunter. »Manche Leute berichten von bemerkenswerter Euphorie, momentaner Orientierungslosigkeit ... von Kurzatmigkeit oder Schwindel – manchmal auch einem Stechen in der Brust. Ihr habt doch kein schwaches Herz, hoffe ich, Major? Oder Ihr, Ms Woodford?«

»Ich?« Caroline zog ein überraschtes Gesicht.

Hunter verneigte sich vor ihr.

»An Eurer Reaktion wäre ich besonders interessiert, Ma'am«, sagte er respektvoll. »Nur wenige Frauen besitzen den Mut, ein solches Abenteuer zu unternehmen.«

»Sie möchte aber nicht«, warf Grey eilig ein.

»Nun, vielleicht ja *doch*«, sagte sie und sah ihn mit einem kleinen Stirnrunzeln an, bevor sie den Blick auf das Wasserbecken und die lange graue Silhouette darin richtete. Sie erschauerte sacht – doch Grey, der die Dame schon lange kannte, erkannte darin einen Schauder der Vorfreude, nicht des Ekels.

Mr Hunter sah es ebenfalls. Sein Grinsen wurde breiter, und er verneigte sich erneut und hielt Ms Woodford den Arm hin.

»Gestattet mir, Euch einen Platz zu sichern, Ma'am.«

Grey und Nicholls setzten sich gemeinsam in Bewegung, um ihn daran zu hindern, stießen zusammen und funkelten einander an, während Mr Hunter Caroline zum Bassin führte und sie dem Besitzer des Aals vorstellte, einer finster aussehenden kleinen Kreatur namens Horace Suddfield.

Grey schob Nicholls beiseite und stürzte sich in die Menge, um sich rücksichtslos nach vorn durchzuschubsen.

Hunter erblickte ihn und strahlte.

»Habt Ihr noch Metallreste in der Brust, Major?«

»Habe ich – was?«

»Metall«, wiederholte Hunter. »Arthur Longstreet hat mir die Operation beschrieben, in deren Verlauf er siebenunddreißig Metallsplitter aus Eurer Brust entfernt hat – äußerst eindrucksvoll. Doch wenn irgendetwas davon zurückgeblieben ist, muss ich Euch davon

abraten, das mit dem Aal zu probieren. Metall leitet Elektrizität, und die Möglichkeit von Brandverletzungen ...«

Auch Nicholls hatte sich durch das Gedränge gekämpft, und bei diesen Worten stieß er ein unangenehmes Lachen aus.

»Eine gute Ausrede, Major«, sagte er mit unüberhörbarem Spott.

Er ist wirklich ziemlich betrunken, dachte Grey. Dennoch ...

»Nein, es sind keine Splitter mehr da«, antwortete er abrupt.

»Exzellent«, sagte Suddfield höflich. »Wie ich höre, seid Ihr Soldat, Sir? Und ein kühner noch dazu – wer könnte besser an erster Stelle stehen?«

Und bevor Grey widersprechen konnte, fand er sich direkt am Rand des Bassins wieder. Caroline Woodfords eine Hand umklammerte die seine, die andere wurde von Nicholls festgehalten, der böse vor sich hin starrte.

»Sind wir alle so weit, meine Damen und Herren?«, rief Suddfield. »Wie viele, Dobbs?«

»Fünfundvierzig!«, erklang der Ruf seines Assistenten im Nebenzimmer, durch das sich die Schlange der Teilnehmer wand, Hand in Hand und zuckend vor Aufregung, während der Rest der Gesellschaft mit großen Augen auf Abstand blieb.

»Haben sich alle angefasst?«, rief Suddfield. »Fasst Eure Freunde fest an, bitte, ganz fest!« Er wandte sich an Grey, und sein kleines Gesicht leuchtete. »Nun denn, Sir! Packt ihn fest an, bitte – genau dort, kurz vor der Schwanzflosse!«

Wider besseres Wissen und ohne Rücksicht auf die Folgen für seine Spitzenmanschette biss Grey die Zähne zusammen und tauchte die Hand ins Wasser.

Als er das glitschige Tier packte, rechnete er im ersten Moment mit dem Schlag, den man bekam, wenn man ein Leidener Glas berührte und es Funken sprühen ließ. Doch dann wurde er heftig rückwärts geschleudert, jeder Muskel seines Körpers verkrampfte sich, und er fand sich auf dem Fußboden wieder, wo er keuchend zappelte wie ein gestrandeter Fisch, während er sich vergeblich zu erinnern versuchte, wie man atmete.

Mr Hunter, der Arzt, hockte neben ihm und beobachtete ihn neugierig und mit leuchtenden Augen.

»Wie fühlt Ihr Euch?«, erkundigte er sich. »Irgendwelche Schwindelgefühle?«

Grey schüttelte den Kopf, während sich sein Mund öffnete und schloss wie bei einem Goldfisch, und er hieb sich mühsam auf die Brust.

Mr Hunter, der dies als Aufforderung betrachtete, beugte sich augenblicklich nieder, knöpfte Grey die Weste auf und legte ihm ein Ohr an das Hemd. Was auch immer er hörte – oder eben nicht –, schien ihn zu alarmieren, denn er richtete sich mit einem Ruck auf, ballte beide Hände zu einer einzigen Faust und ließ sie mit solcher Wucht auf Greys Brust niedersausen, dass dieser es bis in seine Wirbelsäule spürte.

Der Hieb hatte die heilsame Wirkung, ihm die Luft aus der Lunge zu pressen; sie füllte sich automatisch wieder, und plötzlich fiel ihm wieder ein, wie man atmet. Sein Herz schien sich ebenfalls wieder daran zu erinnern, wozu es da war, und begann erneut zu schlagen. Er setzte sich auf, wehrte einen zweiten Hieb Hunters ab und ließ den Blick blinzelnd über die Verwüstung ringsum schweifen.

Der Fußboden lag voller Menschen. Manche wanden sich noch, manche lagen mit ausgestreckten Gliedern reglos da, manche hatten sich bereits erholt und ließen sich von ihren Freunden aufhelfen. Überall erschollen Ausrufe der Erregung, und Suddfield stand stolzerfüllt neben seinem Aal und ließ sich beglückwünschen. Nur der Aal machte einen gereizten Eindruck; er schwamm mit wütenden Bewegungen seines schweren Körpers im Kreis.

Greys Blick fiel auf Edwin Nicholls, der sich auf Händen und Knien langsam erhob. Er streckte die Hand aus, um Caroline Woodfords Arme zu ergreifen und ihr beim Aufstehen zu helfen. Sie erhob sich jedoch so ungeschickt, dass sie das Gleichgewicht verlor und mit dem Gesicht gegen Mr Nicholls prallte. Dieser verlor ebenfalls das Gleichgewicht und landete im Sitzen, Ms Caroline obenauf. Ob vor Schreck, aus Aufregung, weil er betrunken oder einfach nur ein grober Klotz war, ergriff er seine Chance – und Caroline – und drückte ihr einen herzhaften Kuss auf die erstaunten Lippen.

Was dann geschah, war ein wenig verworren. Er hatte den vagen Eindruck, Nicholls die Nase gebrochen zu haben – und die aufge-

platzten und geschwellenen Knöchel seiner rechten Hand sprachen für diese Vermutung. Doch es herrschte großer Lärm, und er hatte das bestürzende Gefühl, sich nicht mehr so recht innerhalb der Grenzen seines eigenen Körpers zu befinden. Unablässig schienen Teile seiner selbst davonzudriften und der Hülle seiner Person zu entfliehen.

Das, was sich noch an Ort und Stelle befand, war spürbar beeinträchtigt. Sein Gehör – das immer noch unter den Nachwirkungen der Kanonenexplosion vor einigen Monaten litt – hatte unter dem Einfluss des Elektroschocks völlig den Dienst eingestellt. Das heißt, er konnte zwar noch hören, doch was er hörte, ergab keinen Sinn. Einzelne Wörter drangen durch einen summenden, klirrenden Nebel zu ihm, aber er konnte sie nicht sinnvoll mit den Mündern in Verbindung bringen, die sich rings um ihn bewegten. Und er war sich dazu alles andere als sicher, ob seine eigene Stimme das sagte, was er sagen wollte.

Er war von Stimmen umringt, von Gesichtern – ein Meer fiebriger Klänge und Bewegungen. Menschen berührten ihn, zerrten an ihm, stießen ihn. Er ruderte mit dem Arm, eigentlich eher, um herauszufinden, wo sich dieser befand, als um jemanden zu schlagen, doch er spürte einen Aufprall. Noch mehr Lärm. Hier und dort ein Gesicht, das er erkannte: Lucinda, schockiert und aufgebracht; Caroline, bestürzt, das rote Haar zerzaust und offen, der Puder dahin.

Im Großen und Ganzen lief es darauf hinaus, dass er sich nicht sicher war, ob er Nicholls herausgefordert hatte oder umgekehrt. Es musste doch wohl Nicholls gewesen sein? Er erinnerte sich lebhaft daran, wie sich Nicholls das schleimdurchtränkte Taschentuch an die Nase hielt und ihn mit zusammengekniffenen Augen mörderisch anfunktete. Seltsamerweise hatte er sich dann im Freien wiedergefunden, in Hemdsärmeln in dem kleinen Park vor dem Haus der Joffreys, eine Pistole in der Hand. Er hätte doch niemals aus freien Stücken mit einer fremden Pistole gekämpft, oder?

Vielleicht hatte Nicholls ihn beleidigt, und er hatte Nicholls herausgefordert, ohne sich dessen bewusst zu sein?

Es hatte vorhin geregnet, jetzt war es frisch; der Wind peitschte ihm das Hemd um den Körper. Sein Geruchssinn war bemerkenswert scharf; er schien das Einzige zu sein, das richtig funktionierte. Er

roch Rauch aus den Schornsteinen, das feuchte Grün der Pflanzen und seinen eigenen Schweiß, seltsam metallisch. Und etwas schwach Fauliges – etwas, das nach Schlamm und Schleim roch. Unwillkürlich rieb er sich die Hand, die den Aal berührt hatte, an der Hose.

Jemand sagte etwas zu ihm. Mühsam richtete er seine Aufmerksamkeit auf Dr. Hunter, der an seiner Seite stand und ihn nach wie vor unverwandt mit dieser Miene durchdringenden Interesses ansah. *Nun, natürlich. Sie würden einen Arzt brauchen, dachte er dumpf. Man muss bei einem Duell einen Arzt dabei haben.*

»Ja«, sagte er, als er sah, dass Hunter fragend die Augenbrauen hochgezogen hatte. Dann packte er Hunter mit der freien Hand am Rock, denn verspätet ergriff ihn die Furcht, er könnte dem Arzt gerade seine Leiche versprochen haben, sollte er umkommen.

»Ihr ... rührt ... mich ... nicht an«, brachte er stockend heraus. »Keine ... Messer. Leichenfledderer«, fügte er der Vollständigkeit halber hinzu, als ihm das Wort endlich einfiel.

Hunter nickte. Er schien sich nicht beleidigt zu fühlen.

Der Himmel war bedeckt; das einzige Licht kam von den Fackeln am Hauseingang. Nicholls war ein verschwommener, weißlicher Fleck, der sich ihm näherte.

Plötzlich packte jemand Grey, drehte ihn mit Gewalt um, und er fand sich Rücken an Rücken mit Nicholls wieder, dem Herzen des kräftigeren Mannes verblüffend nah.

Mist, dachte er plötzlich. Was für ein Schütze er wohl ist?

Jemand sagte etwas, und er ging los – zumindest hatte er das Gefühl –, bis ihn ein ausgestreckter Arm stoppte. Er drehte sich um, weil jemand heftig gestikulierend hinter ihn zeigte.

Oh, zum Teufel, dachte er erschöpft, als er sah, wie sich Nicholls' Arm senkte. Es ist mir egal.

Er blinzelte, als er das Mündungsfeuer sah – der Knall ging im erschrockenen Aufkeuchen der Menge unter –, dann stand er einen Moment lang da und fragte sich, ob er wohl getroffen worden war. Es schien jedoch alles beim Alten zu sein, und neben ihm drängte ihn jemand zu feuern.

Vermaledeiter Poet, dachte er. Ich verschenke den Schuss, und dann reicht es. Ich möchte nach Hause. Er hob den Arm und zielte senk-

recht in die Luft, doch sein Arm verlor eine Sekunde die Verbindung zu seinem Gehirn, und sein Handgelenk erschlaffte. Er korrigierte sich mit einem Ruck, und seine Hand spannte sich am Abzug. Ihm blieb kaum Zeit, den Lauf zur Seite zu reißen, als er auch schon feuerte.

Zu seiner Überraschung stolperte Nicholls ein wenig, dann setzte er sich ins Gras. Er stützte sich auf eine Hand, warf den Kopf zurück und umklammerte mit der anderen theatralisch seine Schulter.

Inzwischen regnete es in Strömen. Grey kniff die Augen zu, um seine Wimpern vom Wasser zu befreien, und schüttelte den Kopf. Die Luft schmeckte scharf wie zerschnittenes Metall, und einen Moment lang hatte er den Eindruck, dass sie ... violett roch.

»Das kann nicht richtig sein«, sagte er laut und stellte fest, dass er anscheinend das Sprachvermögen wiedererlangt hatte. Er drehte sich zur Seite, um mit Hunter zu sprechen, doch natürlich war der Arzt zu Nicholls hinübergelaufen und blickte ihm in den Hemdkragen. Grey sah Blut auf dem Stoff, doch Nicholls weigerte sich, sich hinzulegen, und gestikulierte wild mit der freien Hand. Ihm lief Blut aus der Nase; vielleicht kam es daher.

»Kommt mit, Sir«, sagte eine leise Stimme an seiner Seite. »Es wirft sonst ein schlechtes Licht auf Lady Joffrey.«

»Was?« Überrascht erblickte er Richard Tarleton, der in Deutschland sein Fähnrich gewesen war und jetzt die Uniform eines Lancierleutnants trug. »Oh. Ja, das stimmt.« Duelle waren in London verboten; ein Skandal, wenn die Polizei Lucindas Gäste vor ihrem Haus festnehmen würde – ihr Mann, Sir Richard, würde alles andere als erbaut sein.

Das Publikum war bereits verschwunden, als hätte es sich im Regen aufgelöst. Die Fackeln an der Tür waren gelöscht worden. Gerade halfen Hunter und noch jemand Nicholls auf, und er schwankte durch den zunehmenden Regen davon. Grey erschauerte. Der Himmel wusste, wo sein Rock oder sein Umhang waren.

»Ja, gehen wir«, sagte er.

GREY ÖFFNETE DIE AUGEN. »Habt Ihr etwas gesagt, Tom?«

Tom Byrd, sein Kammerdiener, hatte einen Huster ausgestoßen

wie ein Schornsteinfeger, und zwar vielleicht dreißig Zentimeter neben Greys Ohr. Als er sah, dass er sich die Aufmerksamkeit seines Brotherrn gesichert hatte, hielt er ihm mit beiden Händen die Nachtschüssel hin.

»Seine Durchlaucht ist unten, Mylord. Mit Ihrer Durchlaucht.«

Grey blinzelte das Fenster in Toms Rücken an, dessen geöffnete Vorhänge ein trübes Quadrat verregneten Lichtes freigaben.

»Ihre Durchlaucht? Was, die Herzogin?« Was konnte nur geschehen sein? Es konnte kaum später als neun Uhr sein. Seine Schwägerin unternahm niemals einen Besuch am Vormittag, und er hatte auch noch nie erlebt, dass sie seinen Bruder tagsüber begleitete.

»Nein, Mylord. Die Kleine.«

»Die Kleine – oh. Meine Patentochter?« Er setzte sich hin. Er fühlte sich gut, wenn auch merkwürdig, und er nahm Tom die Schüssel ab.

»Ja, Mylord. Seine Durchlaucht sagt, er möchte mit Euch über ›die Ereignisse des gestrigen Abends‹ sprechen.« Tom hatte das Zimmer durchquert und richtete den Blick strafend auf die Überreste von Greys Hemd und Hose, die mit Gras, Schlamm, Blut und Pulver befleckt waren und die Grey achtlos über die Stuhllehne geworfen hatte. Er wandte sich tadelnd zu Grey um, der daraufhin die Augen schloss und sich zu erinnern versuchte, was genau die Ereignisse des gestrigen Abends gewesen waren.

Er fühlte sich irgendwie seltsam. Nicht betrunken, er war nicht betrunken gewesen; er hatte keine Kopfschmerzen, kein Bauchgrimmen ...

»Gestern Abend«, wiederholte er unsicher. Der gestrige Abend war verwirrend gewesen, doch er konnte sich daran erinnern. Die Gesellschaft mit dem Aal, Lucinda Joffrey, Caroline ... warum in aller Welt sollte das Hal interessieren ... was, das Duell? Warum sollte sich sein Bruder wegen einer solch albernen Angelegenheit sorgen – und selbst wenn es so war, warum tauchte er dann in aller Herrgottsfrühe mit seiner sechs Monate alten Tochter bei Grey auf?

Es war eher die Tageszeit als die Anwesenheit des Kindes, die ungewöhnlich war; sein Bruder ging oft mit seiner Tochter aus, mit der fadenscheinigen Ausrede, das Kind brauche Luft. Seine Frau beschul-

digte ihn, mit dem Baby angeben zu wollen – die Kleine war bildhübsch –, doch Grey vermutete, dass der Grund sehr viel einfacher war. Sein todesmutiger, autokratischer, diktatorischer Bruder, Oberst eines eigenen Regimentes, der Schrecken seiner eigenen Männer wie auch seiner Feinde – hatte sich in seine Tochter über beide Ohren verliebt. Das Regiment würde in einem Monat neu stationiert werden. Hal konnte es schlicht nicht ertragen, sie derzeit aus den Augen zu lassen.

So traf er den Herzog von Pardloe auf einem Sessel im Salon an, auf dem Arm Lady Dorothea Jacqueline Benedicta Grey, die an einem Zwieback kaute, den ihr Vater ihr hinhielt. Auf dem Tisch neben dem Herzog lagen ihr feuchtes Seidenhäubchen, ihr winziger Kaninchenfellschlafsack und mehrere Briefe, von denen einige bereits geöffnet waren.

Hal blickte zu ihm auf.

»Ich habe dir Frühstück bestellt. Sag deinem Onkel John Guten Tag, Dottie.« Sanft drehte er das Baby um. Es wandte den Blick zwar nicht von seinem Zwieback ab, stieß aber ein leises Zwitschern aus.

»Hallo, Schätzchen.« John beugte sich vor und küsste die Kleine auf den Kopf, der mit feinem blondem Haarflaum bedeckt und etwas feucht war. »Machst du mit Papa einen schönen Ausflug im strömenden Regen?«

»Wir haben dir etwas mitgebracht.« Hal griff nach dem geöffneten Brief und reichte ihn seinem Bruder mit hochgezogener Augenbraue.

Grey zog seinerseits die Augenbraue hoch und begann zu lesen.

»Was!« Er blickte mit offenem Mund von dem Blatt auf.

»Ja, das habe ich auch gesagt«, pflichtete ihm Hal gutmütig bei, »als er vor Tagesanbruch bei mir abgegeben wurde.« Er griff nach dem versiegelten Brief und balancierte dabei vorsichtig das Baby. »Hier, das ist deiner. Er kam kurz nach Tagesanbruch.«

Grey ließ den ersten Brief fallen, als stünde er in Flammen, ergriff den zweiten und riss ihn auf.

»Oh John«, stand dort ohne Umschweife, *»verzeiht mir, ich konnte ihn nicht aufhalten, es tut mir so leid, ich habe ihm gesagt, er soll es nicht tun, aber er hat nicht auf mich gehört. Ich würde ja davonlaufen, aber ich weiß nicht, wohin. Bitte, bitte, tut etwas!«* Er war nicht unterzeich-

net, doch das war auch nicht nötig. Er hatte Caroline Woodfords Handschrift trotz des hektischen Gekritzels erkannt. Das Papier war fleckig und gewellt – von Tränen?

Er schüttelte heftig den Kopf, um seine Gedanken zu ordnen, dann griff er noch einmal nach dem ersten Brief. Der Inhalt war immer noch derselbe wie beim ersten Lesen – von Lord Alfred Enderby an Seine Durchlaucht: Er forderte den Herzog von Pardloe in aller Form auf, ihm für die Ehrverletzung seiner Schwester, Ms Caroline Woodford, mittels seines Bruders Lord John Grey Genugtuung zu leisten.

Grey blickte mehrfach von einem Dokument zum anderen, dann sah er seinen Bruder an.

»Anscheinend hattest du einen ereignisreichen Abend«, sagte Hal und bückte sich mit einem leisen Stöhnen, um den Zwieback aufzuheben, der Dottie auf den Teppich gefallen war. »Nein, Schätzchen, den isst du besser nicht mehr.«

Dottie war eindeutig anderer Meinung und ließ sich erst ablenken, als Onkel John sie in den Arm nahm und ihr ins Ohr pustete.

»Ereignisreich«, wiederholte er. »Ja, das war er. Aber das Einzige, was ich mit Caroline Woodford gemacht habe, war ihre Hand zu halten, während ich einen Schlag von einem Zitteraal bekam, das schwöre ich. Gligligli-pppppsccchhhhh«, fügte er an Dottie gewandt hinzu, und sie kreischte und kicherte als Antwort. Als er aufblickte, starrte Hal ihn an.

»Lucinda Joffreys Abendgesellschaft«, betonte er. »Ihr wart doch gewiss eingeladen, Minnie und du?«

Hal grunzte. »Oh, Ja, das waren wir, aber ich war bereits anderweitig verpflichtet. Minnie hat gar nichts von dem Aal gesagt. Aber was höre ich da von einem Duell, das du der jungen Dame wegen ausgefochten hast?«

»Was? Es war doch nicht ...« Er hielt inne und dachte krampfhaft nach. »Nun, wenn ich es recht bedenke, vielleicht ja doch. Nicholls – du weißt schon, das Ferkel, das die Ode an Minnies Füße geschrieben hat? –, er hat Ms Woodford geküsst, und sie wollte das nicht, also habe ich ihn geschlagen. Wer hat dir denn von dem Duell erzählt?«

»Richard Tarleton. Er war gestern Abend noch spät bei White's im Kartenzimmer und erzählte, er hätte dich gerade nach Hause gebracht.«

»Nun, dann weißt du wahrscheinlich genauso viel darüber wie ich. Oh, du willst deinen Papa wiederhaben, wie?« Er reichte Dottie an seinen Bruder zurück und wischte über einen feuchten Speichelfleck auf seinem Rock.

»Ich nehme an, das ist es, worauf Enderby hinauswill.« Hal wies kopfnickend auf den Brief. »Dass du das arme Mädchen öffentlich bloßgestellt hast und ihre Tugend kompromittiert hast, indem du ihretwegen ein skandalöses Duell ausgefochten hast. Da hat er ja auch gar nicht so unrecht.«

Dottie kaute jetzt auf dem Fingerknöchel ihres Vaters herum und knurrte leise. Hal durchsuchte seine Tasche und brachte einen silbernen Beißring zum Vorschein, den er ihr anstelle seines Fingers anbot. Dabei warf er Grey einen Seitenblick zu.

»Du willst doch Caroline Woodford nicht heiraten, oder? Darauf läuft Enderbys Forderung nämlich hinaus.«

»Gott, nein.« Caroline war eine gute Freundin – intelligent, hübsch, mit einem Hang zu verrückten Eskapaden, aber heiraten? Ihn?

Hal nickte.

»Nettes Mädchen, aber du würdest innerhalb eines Monats entweder hinter Gittern oder im Irrenhaus landen.«

»Oder tot sein«, sagte Grey und betastete vorsichtig den Verband, den ihm Tom hartnäckig um die Fingerknöchel gewunden hatte. »Wie geht es Nicholls heute Morgen, weißt du das?«

»Ah.« Hal lehnte sich ein wenig zurück und holte tief Luft. »Nun ... er ist tatsächlich tot. Ich habe einen sehr bösen Brief von seinem Vater erhalten, der dich des Mordes bezichtigt. Der ist beim Frühstück gekommen; habe nicht daran gedacht, ihn mitzubringen. War es deine Absicht, ihn zu töten?«

Grey setzte sich abrupt hin, denn das Blut war ihm vollständig aus dem Kopf gewichen.

»Nein«, flüsterte er. Seine Lippen fühlten sich steif an, und seine Hände waren taub geworden. »Himmel. Nein.«

Hal zog rasch seine Schnupftabaksdose aus der Tasche, kippte das

Riechsalzfläschchen heraus, das er darin aufbewahrte, und reichte es seinem Bruder. Grey war ihm dankbar; er war zwar nicht im Begriff gewesen, in Ohnmacht zu fallen, doch die aggressiven Ammoniakdämpfe boten ihm eine Ausrede dafür, dass ihm das Wasser in die Augen stieg und ihm das Atmen schwerfiel.

»Himmel«, wiederholte er und nieste mehrmals heftig. »Ich habe nicht auf ihn gezielt – ich schwöre es, Hal. Ich habe den Schuss verschenkt. Zumindest habe ich es versucht«, fügte er aufrichtig hinzu.

Ganz plötzlich kamen ihm sowohl Lord Enderbys Brief als auch Hals Anwesenheit verständlicher vor. Was eine alberne Torheit gewesen war, die mit dem Morgentau hätte vergessen sein sollen, war nicht nur zum Skandal geworden – oder würde es werden, sobald die Gerüchte Zeit hatten, sich auszubreiten –, sondern möglicherweise sogar zu etwas Schlimmerem. Es war nicht undenkbar, dass er tatsächlich wegen Mordes verhaftet wurde. Ohne jede Vorwarnung tat sich inmitten des gemusterten Teppichs zu seinen Füßen ein Abgrund auf, in dem sein Leben verschwinden konnte.

Hal nickte und reichte ihm sein Taschentuch.

»Ich weiß«, sagte er leise. »So etwas ... kommt vor. Dinge, die man nicht beabsichtigt – die man für sein Leben gern zurücknehmen würde.«

Grey strich sich über das Gesicht und warf seinem Bruder im Schutz dieser Geste einen Blick zu. Hal sah plötzlich älter aus, als er war, und es war nicht nur die Sorge um Grey, die sein Gesicht zeichnete.

»Du meinst Nathaniel Twelvetrees?« Normalerweise hätte er dieses Thema nicht berührt, doch beide Männer waren jetzt weniger reserviert als sonst.

Hal musterte ihn scharf, dann wandte er den Blick ab.

»Nein, nicht Twelvetrees. Damals hatte ich keine andere Wahl. Und ich wollte ihn töten. Ich wollte ... das, was zu diesem Duell geführt hat.« Er verzog das Gesicht. »Wer in Eile heiratet, hat reichlich Zeit zur Reue.« Er betrachtete den Brief auf dem Tisch und schüttelte den Kopf. Seine Hand strich sanft über Dotties Köpfchen. »Ich lasse es nicht zu, dass du meine Fehler wiederholst, John«, sagte er leise.

Grey nickte wortlos. Hals erste Frau war von Nathaniel Twelvetrees verführt worden. Doch Hals Fehler hatten nichts damit zu tun, dass

Grey niemals vorgehabt hatte, jemanden zu heiraten, und es genauso wenig jetzt vorhatte.

Hal runzelte die Stirn und klopfte mit dem zusammengefalteten Brief auf den Tisch. Sein Blick wanderte zu John hinüber, dann legte er den Brief hin, griff in seinen Rock und zog zwei weitere Dokumente hervor. Eines davon war dem Siegel nach eindeutig offizieller Natur.

»Dein neues Patent«, sagte er und reichte es Grey. »Für Crefeld«, sagte er und zog die Augenbraue hoch, als er den verständnislosen Blick seines Bruders sah. »Du wurdest zum Oberstleutnant brevetiert. Hattest du das vergessen?«

»Ich – nun ja ... mehr oder weniger.« Er hatte den vagen Eindruck, dass ihm irgendjemand – wahrscheinlich Hal – kurz nach Crefeld davon erzählt hatte, doch er war damals schwer verwundet und nicht in der Stimmung gewesen, an die Armee zu denken, geschweige denn, sich für eine Beförderung auf dem Schlachtfeld zu interessieren. Später ...

»Hatte es nicht einige Verwirrung deswegen gegeben?« Grey ergriff das Patent und öffnete es stirnrunzelnd. »Ich dachte, sie hätten es sich anders überlegt.«

»Oh, dann weißt du es also doch noch«, sagte Hal, die Augenbraue immer noch hochgezogen. »General Wiedmann hat dir das Patent nach der Schlacht verliehen. Doch die Bestätigung hat sich verzögert, wegen der Ermittlungen bezüglich der Kanonenexplosion und der folgenden ... äh ... Aufregung wegen Adams.«

»Oh.« Grey war nach wie vor erschüttert über die Nachricht von Nicholls' Tod, doch bei der Erwähnung des Namens Adams begann sein Hirn wieder zu arbeiten. »Adams. Oh. Du meinst, Twelvetrees hat die Genehmigung verzögert?« Oberst Reginald Twelvetrees von der Königlichen Artillerie – Nathaniels Bruder und ein Vetter des Verräters Bernard Adams, der dank der Bemühungen Greys im vergangenen Herbst nun im Tower auf seinen Prozess wartete.

»Ja. Der Schuft«, fügte Hal leidenschaftslos hinzu. »Eines Tages werde ich ihn zum Frühstück verspeisen.«

»Nicht meinerwegen, hoffe ich«, sagte Grey trocken.

»Oh nein«, versicherte ihm Hal und rüttelte sanft seine Tochter,

damit sie nicht anfang zu quengeln. »Es wird mir ein ganz persönliches Vergnügen sein.«

Trotz seiner Beunruhigung lächelte Grey bei diesen Worten und legte das Offizierspatent beiseite. »Also schön«, sagte er mit einem Blick auf das vierte Dokument, das noch zusammengefaltet auf dem Tisch lag. Der Brief schien etwas Offizielles zu sein und war bereits geöffnet worden; das Siegel war zerbrochen. »Ein Heiratsantrag, eine Mordanklage und ein neues Patent – was zum Teufel ist das? Eine Rechnung von meinem Schneider?«

»Ah, das. Eigentlich wollte ich es dir nicht zeigen«, sagte Hal und beugte sich vorsichtig vor, um Grey den Brief zu reichen, ohne Dottie fallen zu lassen. »Aber angesichts der Umstände ...«

Er wartete ungerührt, während Grey den Brief auseinanderfaltete und ihn las. Es war die Bitte – oder die Order, je nachdem, wie man es betrachtete –, Major Lord John Grey möge dem Kriegsgerichtsverfahren gegen einen gewissen Hauptmann Charles Carruthers beiwohnen und sich für dessen Charakter verbürgen. In ...

»In Kanada?« Johns Ausruf erschreckte Dottie, die das Gesicht verzog und zu weinen drohte.

»Schsch, Schätzchen.« Hal rüttelte sie sanft und tätschelte ihr hastig den Rücken. »Ist ja schon gut; Onkel John stellt sich nur dumm.«

Grey ignorierte diese Worte und wedelte seinem Bruder mit dem Brief vor der Nase herum.

»Warum zum Teufel steht Charles Carruthers vor dem Kriegsgericht? Und warum in aller Welt lädt man mich als Zeugen vor?«

»Versagen bei der Unterdrückung einer Meuterei«, sagte Hal. »Und wieso du? Anscheinend hat er darum gebeten. Ein angeklagter Offizier darf seine eigenen Zeugen mitbringen, ganz gleich, zu welchem Zweck. Wusstest du das nicht?«

Grey ging davon aus, dass er theoretisch davon gehört hatte. Doch er hatte noch nie einem Kriegsgericht beigewohnt; so etwas kam nicht alle Tage vor, und er hatte keine rechte Vorstellung davon, wie es dabei zuing.

Er warf Hal einen Seitenblick zu.

»Du hast gesagt, eigentlich wolltest du es mir nicht zeigen?«

Hal zuckte mit den Achseln und pustete seiner Tochter behutsam

über den Kopf, sodass sich die kurzen blonden Härchen hoben und senkten wie Weizen im Wind.

»Es wäre doch sinnlos gewesen. Ich hatte vor, zurückzuschreiben und zu sagen, dass ich dich als dein Vorgesetzter hier brauche; warum sollte man dich in die kanadische Wildnis schleifen? Aber angesichts deines Talentes für peinliche Situationen ... Wie hat es sich eigentlich angefühlt?«, erkundigte er sich neugierig.

»Wie hat sich was – oh, der Aal.« Grey war an die blitzschnellen Gedankensprünge seines Bruders gewöhnt und folgte ihm auch jetzt problemlos. »Nun, es war ein ziemlicher Schock.«

Er lachte – wenn auch zaghaft – über Hals finstere Miene, und Dottie wand sich in den Armen ihres Vaters und streckte die runden Ärmchen flehentlich nach ihrem Onkel aus.

»Du kleine Circe«, sagte er zu ihr und nahm sie Hal ab. »Nein, es war wirklich bemerkenswert. Weißt du, wie es sich anfühlt, wenn man sich einen Knochen bricht? Diese Art Ruck, bevor man den Schmerz spürt, der einem durch Mark und Bein geht, sodass man kurz blind wird und das Gefühl hat, als hätte einem jemand einen Nagel durch den Bauch gebohrt? So war es, nur viel stärker, und es hat länger gedauert. Hat mir den Atem geraubt«, gab er zu. »Ganz buchstäblich. Und ich glaube, mir ist das Herz stehen geblieben. Dr. Hunter – du weißt, der Anatom? – war dabei, und er hat mir auf die Brust geschlagen, um es wieder in Bewegung zu setzen.«

Hal hörte ihm gebannt zu und stellte ihm einige Fragen, die Grey automatisch beantwortete, während er in Gedanken mit dem letzten, überraschenden Kommuniké beschäftigt war.

Charlie Carruthers. Sie waren gemeinsam junge Offiziere gewesen, wenn auch aus unterschiedlichen Regimentern. Hatten Seite an Seite in Schottland gekämpft und sich beim nächsten Freigang zusammen in London herumgetrieben. Sie hatten – nun, eigentlich konnte man es nicht als Affären bezeichnen – drei oder vier kurze Begegnungen. Es waren verschwitzte, atemlose Viertelstunden in dunklen Ecken, die man bei Tag bequem vergessen oder als betrunkene Eskapaden abtun konnte, über die man nicht mehr sprach.

Das war in jener schlimmen Zeit gewesen, in den Jahren nach Hectors Tod, in denen er das Vergessen suchte, wo immer er es fin-

den konnte – und es oft genug gefunden hatte –, bevor er sich langsam wieder erholte.

Wahrscheinlich hätte er sich gar nicht mehr an Carruthers erinnert, wäre das eine Besondere nicht gewesen.

Carruthers war mit einer interessanten Missbildung zur Welt gekommen – er hatte eine Doppelhand. Carruthers' rechte Hand sah ganz normal aus und funktionierte auch so, doch an seinem Handgelenk entsprang eine weitere Zwerghand, die sich nahtlos an ihren Zwilling schmiegte. Dr. Hunter würde wahrscheinlich Hunderte für diese Hand bezahlen, dachte Grey, und sein Magen drohte sich zu verdrehen.

Die Zwerghand hatte nur zwei kurze Finger und einen Daumenstummel – doch Carruthers konnte sie öffnen und schließen, allerdings nicht, ohne die größere Hand ebenfalls zu öffnen und zu schließen. Der Schock, als Carruthers beide gleichzeitig um Greys Schwanz gelegt hatte, war beinahe genauso außergewöhnlich gewesen wie der Schock durch den Zitteraal.

»Nicholls ist doch noch nicht beerdigt worden, oder?«, fragte er abrupt, denn bei dem Gedanken an den Abend mit dem Aal und an Dr. Hunter musste er Hal mitten im Satz unterbrechen.

Hal musterte ihn überrascht.

»Gewiss nicht. Warum?« Er sah Grey scharf an. »Du hast doch wohl nicht vor, dem Begräbnis beizuwohnen?«

»Nein, nein«, sagte Grey hastig. »Ich musste nur an Dr. Hunter denken. Er, äh, hat einen gewissen Ruf ... und Nicholls ist mit ihm zusammen fortgegangen. Nach dem Duell ...«

»Was denn für einen Ruf, zum Kuckuck?«, wollte Hal ungeduldig wissen.

»Als Leichenfledderer«, entfuhr es Grey.

Es herrschte plötzliche Stille, während es Hal zu dämmern begann. Er war bleich geworden.

»Du glaubst doch nicht – nein! Wie sollte das möglich sein?«

»Indem ... äh ... man die Leiche gegen einen Zentner Steine austauscht, kurz bevor der Sarg zugenagelt wird, üblicherweise – zumindest habe ich das gehört«, sagte Grey, so deutlich er konnte, während ihm Dottie die Faust in die Nase steckte.

Hal schluckte. Grey konnte sehen, wie ihm die Härchen am Handgelenk zu Berge standen.

»Ich werde Harry fragen«, sagte Hal nach einer kurzen Pause. »Sie können das Begräbnis noch nicht arrangiert haben, und falls ...«

Die beiden Brüder erschauerten unwillkürlich, während sie sich nur zu genau ausmalten, wie ein aufgebracht Familienmitglied darauf bestand, den Sargdeckel zu öffnen, um dann festzustellen ...

»Vielleicht lieber nicht«, sagte Grey und schluckte. Dottie versuchte jetzt nicht mehr, ihm die Nase zu amputieren, sondern patschte ihm stattdessen auf die Lippen, während er redete. Wie sich das auf seiner Haut anfühlte ...

Er löste sie vorsichtig und reichte sie Hal zurück.

»Ich weiß nicht, was Charles Carruthers glaubt, wie ich ihm nützen könnte – aber gut, ich fahre hin.« Er richtete den Blick auf Lord Enderbys Brief, auf Carolines zerknitterte Nachricht. »Ich nehme an, es gibt wohl Schlimmeres, als von Indianern skalpiert zu werden.«

Hal nickte nüchtern.

»Ich habe deine Überfahrt schon arrangiert. Du reist morgen ab.« Er stand auf und hob Dottie hoch. »Da, Schätzchen. Gib deinem Onkel John einen Abschiedskuss.«

SO KAM ES, dass Grey einen Monat später von Bord der *Harwood* ging. Mit Tom Byrd an seiner Seite bestieg er eins der kleinen Boote, das sie gemeinsam mit dem Bataillon der Louisbourg-Grenadiere, mit dem sie gereist waren, auf einer großen Insel nahe der Mündung des St.-Lorenz-Stroms an Land bringen würde.

Es war der größte Fluss, den er je gesehen hatte, fast eine halbe Meile breit und sehr tief, im Sonnenlicht von einem dunklen Schwarzblau. Auf beiden Seiten des Flusses erhoben sich gewaltige Klippen und gewellte Hügel, die so dicht bewaldet waren, dass der Fels darunter so gut wie unsichtbar war. Es war heiß, und ein leuchtender Himmel spannte sich über ihnen, viel klarer und größer, als er es je anderswo gesehen hatte. Aus der üppigen Vegetation hallte ein lautes Summen wider – Insekten vermutlich, Vögel und das Rauschen des Wassers, obwohl es sich so anfühlte, als sänge die Wildnis vor sich hin mit einer Stimme, die er nur in seinem Innersten hörte.

Tom vibrierte an seiner Seite geradezu vor Aufregung und sah sich mit Stielaugen um, damit ihm nur ja nichts entging.

»Da, ist das ein Indianer?«, flüsterte er und beugte sich im Boot dicht zu Grey hinüber.

»Etwas anderes kann er wohl kaum sein«, erwiderte Grey, denn der Herr, der sich da am Landeplatz herumdrückte, war nackt bis auf einen Lendenschurz, eine gestreifte Decke, die er sich über die Schulter geschlungen hatte, und eine Schicht, die dem Glanz seiner Gliedmaßen nach eine Art Fett zu sein schien.

»Ich dachte, sie würden röter sein«, sagte Tom und verlieh damit Greys Gedanken Ausdruck. Natürlich war die Haut des Indianers um einiges dunkler als die seine, doch ihre Farbe war ein schönes Hellbraun, das an getrocknete Eichenblätter erinnerte. Der Indianer schien sie beinahe genauso interessant zu finden wie sie ihn; vor allem Grey betrachtete er gebannt und abwägend.

»Es ist Euer Haar, Mylord«, zischte Tom Grey ins Ohr. »Ich habe Euch doch gesagt, Ihr solltet eine Perücke tragen.«

»Unsinn, Tom.« Gleichzeitig jedoch empfand Grey ein seltsames Kribbeln im Rücken, das ihm die Kopfhaut zusammenzog. Weil er nun einmal eitel war, was sein dichtes blondes Haar betraf, trug er normalerweise keine Perücke, sondern band sich bei offiziellen Anlässen das eigene Haar zusammen und puderte es. Der gegenwärtige Anlass war alles andere als offiziell. Da frisches Wasser an Bord gebracht worden war, hatte Tom heute Morgen darauf bestanden, ihm das Haar zu waschen, und es lag ihm noch lose auf den Schultern, obwohl es längst getrocknet war.

Das Boot lief knirschend auf den Uferkies, und der Indianer warf seine Decke ab und kam herbei, um den Männern dabei zu helfen, es an Land zu schieben. Grey fand sich an seiner Seite wieder, dicht genug, um ihn zu riechen. Grey war noch nie einem Menschen begegnet, der so roch; wie Wild, gewiss – er fragte sich mit leiser Erregung, ob das Fett, das der Mann am Körper trug, vielleicht Bärenschmalz war –, jedoch vermischt mit dem Geruch von Kräutern und Schweiß, wie frisch zerschnittenes Kupfer.

Als sich der Indianer vom Dollbord aufrichtete, sah er Greys Blick und lächelte.

»Hütet Euch, Engländer«, sagte er mit deutlichem französischem Akzent, streckte die Hand aus und fuhr Grey ganz beiläufig mit den Fingern durch das lose Haar. »Euer Skalp würde sich gut am Gürtel eines Huronen machen.«

Das brachte die Soldaten aus dem Boot zum Lachen, und der Indianer wandte sich immer noch lächelnd zu ihnen um.

»Sie sind nicht sehr wählerisch, die Abenaki, die für die Franzosen arbeiten. Ein Skalp ist ein Skalp – und die Franzosen zahlen gut dafür, ganz gleich, welche Farbe er hat.« Er nickte den Grenadieren, die jetzt nicht mehr lachten, freundlich zu. »Ihr kommt mit mir.«

AUF DER INSEL BEFAND sich bereits ein kleines Lager; eine Infanterie-Abordnung unter Hauptmann Woodford – dessen Name Grey mit einem Hauch von Argwohn erfüllte, der sich jedoch Gott sei Dank nicht als Verwandter von Lord Enderbys Familie entpuppte.

»Auf dieser Seite der Insel sind wir einigermaßen sicher«, erzählte er Grey, als er ihm nach dem Abendessen vor seinem Zelt seine Feldflasche mit Brandy anbot. »Aber auf der anderen Seite unternehmen die Indianer regelmäßig Raubzüge – ich habe letzte Woche vier Männer verloren, drei wurden getötet und einer verschleppt.«

»Aber Ihr habt doch Eure eigenen Kundschafter?«, fragte Grey und schlug nach den Moskitos, die in der Dämmerung auszuschwärmen begonnen hatten. Er hatte den Indianer, der sie zum Lager gebracht hatte, nicht wiedergesehen, doch es befanden sich noch andere Indianer im Lager, die meisten an ihrem eigenen Lagerfeuer, doch ein paar hockten mit glänzenden, wachsamem Augen bei den Louisbourg-Grenadieren, die mit Grey auf der *Harwood* übergesetzt hatten.

»Ja, und den meisten kann man trauen«, sagte Woodford als Antwort auf Greys unausgesprochene Frage. Er lachte, doch ohne jeden Humor. »Zumindest hoffen wir das.«

Er hatte mit Woodford gegessen, sie hatten eine Partie Karten gespielt, und Grey hatte Neuigkeiten aus der Heimat gegen Informationen über den Feldzug eingetauscht.

General Wolfe hatte geraume Zeit in Montmorency unterhalb von Quebec verbracht. Doch alles, was er dort versucht hatte, hatte ihm nur Enttäuschungen eingebracht, und so hatte er diesen Posten auf-

gegeben und den Großteil seiner Truppen einige Meilen stromaufwärts der Zitadelle gesammelt. Diese, eine bisher uneinnehmbare Festung, thronte auf steilen Klippen über dem Fluss, sodass sie sowohl den Strom als auch die Ebenen im Westen im Visier ihrer Kanonen hatte und die englischen Kriegsschiffe gezwungen waren, sich im Schutz der Nacht vorbeizustehlen – und ihnen selbst das nicht jedes Mal gelang.

»Wolfe scharrt gewiss mit den Hufen, jetzt, da seine Grenadiere hier sind«, prophezeite Woodford. »Er hält große Stücke auf diese Kameraden, hat mit ihnen vor Louisbourg gekämpft. Hier, Oberst, Ihr werdet ja lebendig verspeist – verreibt ein bisschen hiervon auf den Händen und im Gesicht.« Er kramte in seiner Feldtruhe und brachte eine Dose mit einem stark riechenden Fett zum Vorschein, die er über den Tisch schob.

»Bärenschnitz und Minze«, erklärte er. »Die Indianer benutzen es – oder sie schmieren sich mit Schlamm ein.«

Grey nahm reichlich; es war nicht ganz der gleiche Geruch wie der des Kundschafters vorhin, aber er war sehr ähnlich, und Grey empfand es als seltsam verstörend, sich das Fett aufzutragen. Doch es half tatsächlich gegen die blutsaugenden Insekten.

Er hatte kein Geheimnis aus dem Grund für seine Anwesenheit gemacht und erkundigte sich jetzt offen nach Carruthers.

»Wisst Ihr, wo man ihn festhält?«

Woodford runzelte die Stirn und schenkte Brandy nach.

»Gar nicht. Er wurde auf Ehrenwort auf freien Fuß gesetzt und hat in Gareon, wo Wolfe sein Hauptquartier hat, ein Zimmer im Ort.«

»Ah?« Das überraschte Grey ein wenig – doch andererseits bezichtigte man Carruthers ja nicht der Meuterei, sondern des Versagens bei ihrer Unterdrückung – eine seltene Anklage. »Kennt Ihr die Einzelheiten des Falls?«

Woodford öffnete den Mund, als wollte er etwas sagen, doch dann holte er tief Luft, schüttelte den Kopf und trank Brandy. Woraus Grey schloss, dass wahrscheinlich jeder die Einzelheiten kannte, dass aber etwas faul an der Sache war. Nun, er hatte Zeit. Er würde es sowieso direkt von Carruthers erfahren.

Das Gespräch wandte sich allgemeinen Dingen zu, und nach einer

Weile sagte Grey Gute Nacht. Die Grenadiere waren fleißig gewesen; am Rand des bereits existierenden Lagers war eine neue kleine Zeltstadt entstanden, aus der verlockende Dünfte nach gebratenem Fleisch und gekochtem Tee aufstiegen.

Zweifellos war es Tom gelungen, irgendwo in dem Gewimmel sein Zelt aufzubauen. Doch er hatte keine Eile, es zu finden; er genoss das ungewohnte Gefühl, nach der wochenlangen Enge an Bord des Schiffes festen Boden unter den Füßen zu haben und für sich zu sein. Er schlug einen Bogen um die ordentlich aufgereihten neuen Zelte und hielt sich knapp jenseits des Fackelscheins, sodass er sich angenehm unsichtbar fühlte, ohne die Sicherheit des Lagers zu verlassen – zumindest hoffte er das. Der Wald begann nur ein paar Meter weiter; Bäume und Büsche waren als Umrisse zu erkennen, denn es war noch nicht vollständig dunkel.

Ein schwebender grüner Funke fiel ihm ins Auge, und er spürte, wie Entzücken in ihm aufstieg. Da war noch einer ... und noch einer ... zehn, ein Dutzend, und plötzlich war die Luft voller Glühwürmchen, sanft blinkende Funken, die wie ferne Kerzen im dunklen Laub glommen. Er hatte schon ein- oder zweimal Glühwürmchen gesehen, in Deutschland, aber nie in solchen Massen. Sie waren pure Magie, so rein wie der Mondschein.

Er hätte nicht sagen können, wie lange er sie beobachtete, während er langsam am Rand des Lagers entlangwanderte, doch schließlich seufzte er und wandte sich der Lagermitte zu, satt, angenehm müde und ohne unmittelbare Aufgaben, um die er sich kümmern musste. Er hatte keine Männer zu befehligen, keine Berichte zu schreiben ... eigentlich gar nichts, bis er Gareon und Charlie Carruthers erreichte.

Tom und sein Zelt fand er mühelos, und mit einem friedvollen Seufzer schloss er den Zelteingang und legte seine Oberkleider ab.

Er war kurz vor dem Einschlafen, als er von Schreien geweckt wurde, und fuhr senkrecht hoch. Tom, der zu Greys Füßen in seinem Schlafsack geschlafen hatte, schoss wie ein Frosch auf alle viere hoch und tastete hektisch nach Pistole und Munition in der Truhe.

Ohne zu warten, packte Grey den Dolch, den er vor dem Schlafengehen an den Zeltpfosten gehängt hatte, schlug den Eingang zurück und blickte hinaus. Männer rannten hin und her, kollidierten mit

Zelten, brüllten Befehle, schrien um Hilfe. Am Himmel war ein Glühen zu sehen, die tief hängenden Wolken färbten sich rot.

»Brander!«, rief eine Stimme. Grey schob die Füße in seine Schuhe und schloss sich dem Gewimmel der Männer an, die jetzt zum Wasser rannten.

Draußen in der Flussmitte lag die massige *Harwood* vor Anker. Und ihr näherten sich langsam erst ein, zwei, dann drei brennende Fahrzeuge – ein Floß, auf dem man brennbare Abfälle aufgetürmt und diese in Öl getränkt und angezündet hatte. Ein kleines Boot, dessen Mast und Segel in der Dunkelheit lichterloh in Flammen standen. Noch eins – ein Indianerkanu mit einem Haufen aus brennendem Gras und Laub? Zu weit entfernt, um es zu erkennen, doch es kam beständig näher.

Er spähte zum Schiff hinüber und sah, dass an Deck Bewegung herrschte – zu weit entfernt, um einzelne Männer auszumachen, doch es tat sich etwas. Das Schiff konnte den Anker nicht lichten und davONSEGeln, nicht mehr rechtzeitig – doch es ließ seine Boote zu Wasser; die Seeleute würden versuchen, die Branderschiffe abzuwenden und sie von der *Harwood* fernzuhalten.

Er war so gebannt von diesem Anblick, dass er die Rufe und Schreie nicht bemerkt hatte, die immer noch vom anderen Ende des Lagers kamen. Doch jetzt, als die Männer am Ufer verstummten, während sie die Branderschiffe beobachteten, kam Bewegung in die Menge, und mit Verzögerung dämmerte ihnen, dass noch etwas anderes vor sich ging.

»Indianer«, sagte der Mann neben Grey plötzlich, als ein besonders schriller, trillernder Schrei die Luft zerschnitt. »Indianer!«

Der Ausruf breitete sich aus, und alle begannen, in die andere Richtung zu rennen.

»Halt!« Grey streckte den Arm aus, traf einen Mann an der Kehle und warf ihn zu Boden. Er erhob die Stimme in der vergeblichen Hoffnung, den Ansturm aufhalten zu können. »Ihr da! Ihr und Ihr – haltet Eure Nebenmänner auf und kommt mit mir!« Der Mann, den er niedergeworfen hatte, sprang wieder auf; seine Augen schimmerten weiß im Sternenschein.

»Es könnte eine Falle sein!«, rief Grey. »Bleibt hier!«

»Halt! Halt!« Ein kleiner Soldat im Nachthemd wiederholte den Ruf mit voluminöser Stimme und unterstrich ihn noch, indem er einen Ast vom Boden aufhob und um sich schlug, um die Männer aufzuhalten, die versuchten, an ihm vorbei zum Lager zu kommen.

Stromaufwärts entsprang ein weiterer Funke und dahinter noch einer: noch mehr Branderschiffe. Die Boote waren jetzt im Wasser. Wenn sie die Branderschiffe abwenden konnten, war es möglich, dass die *Harwood* vor der unmittelbaren Zerstörung gerettet wurde; Grey befürchtete, dass, was auch immer an der Rückseite des Lagers vor sich ging, eine Finte war, um die Männer vom Ufer wegzulocken und das Schiff einzig im Schutz seiner Besatzung zurückzulassen. Möglich, dass die Franzosen dann eine mit explosivem Material beladene Barkasse oder ein Enterboot schickten, in der Hoffnung, der Entdeckung zu entgehen, solange die Männer von den brennenden Booten und dem Überfall verwirrt und abgelenkt waren.

Das erste der Branderschiffe war harmlos ans andere Ufer getrieben und brannte auf dem Sand nieder, eine Flamme der Schönheit in der Nacht. Dem klein gewachsenen Herrn mit der bemerkenswerten Stimme – er war eindeutig Sergeant, dachte Grey – war es gelungen, eine kleine Gruppe von Soldaten zusammenzutrommeln, die er Grey jetzt mit einem knappen Salut präsentierte.

»Sollen sie ihre Musketen holen, und zwar geordnet, Sir?«

»Ja«, sagte Grey. »Und sie sollen sich beeilen. Geht mit ihnen, Sergeant – Ihr seid doch Sergeant?«

»Sergeant Aloysius Cutter, Sir«, antwortete der Mann mit einem Kopfnicken, »freut mich, die Bekanntschaft eines Offiziers zu machen, der ein Hirn im Kopf hat.«

»Danke, Sergeant. Und bringt bitte so viele Männer mit zurück, wie Euch begegnen. Mit Waffen. Einen Gewehrschützen oder zwei, wenn Ihr einen finden könnt.«

Da er für den Moment getan hatte, was er tun konnte, richtete er sein Augenmerk wieder auf den Fluss, wo zwei kleine Boote von der *Harwood* eines der Branderschiffe von dem großen Schiff fortsteuerten, indem sie es umkreisten und unter Zuhilfenahme der Ruder mit Wasser bespritzten; er hörte die Plätschergeräusche ihrer Bemühungen und die Rufe der Seeleute.

»Mylord?«

Beim Klang der Stimme direkt neben ihm hätte er sich fast verschluckt. Um Ruhe bemüht, drehte er sich um und hätte Tom gern dafür getadelt, dass er sich in das Chaos hinauswagte, doch bevor er die Worte finden konnte, bückte sich der junge Leibdiener zu seinen Füßen nieder und hielt ihm etwas hin.

»Ich habe Euch Eure Hose mitgebracht, Mylord«, sagte Tom mit zitternder Stimme. »Dachte, Ihr braucht sie vielleicht, wenn es zum Kampf kommt.«

»Sehr fürsorglich von Euch, Tom«, versicherte er seinem Leibdiener und kämpfte mit dem Drang zu lachen. Er stieg in seine Hose, zog sie hoch und steckte das Hemd hinein. »Was ist im Lager passiert, wisst Ihr das?«

Er konnte hören, wie Tom krampfhaft schluckte.

»Indianer, Mylord«, sagte Tom. »Sie kamen schreiend zwischen den Zelten hindurchgerannt, haben eins oder zwei in Brand gesteckt. Ich habe gesehen, wie sie einen Mann umgebracht und ... und ihn skalpiert haben.« Seine Stimme war belegt, als stünde er kurz davor, sich zu übergeben. »Es war widerlich.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Die Nacht war zwar warm, doch Grey spürte, wie ihm die Haare auf den Armen und im Nacken zu Berge standen. Das markerschütternde Geschrei war verstummt, und er konnte zwar immer noch beträchtlichen Aufruhr im Lager hören, doch er klang jetzt anders; kein wirres Gebrüll, nur die Rufe der Offiziere, Sergeanten und Korporäle, die den Männern Befehle gaben und begannen, sie zusammenzurufen, um die Köpfe zu zählen und sich ein Bild von den Verlusten zu machen.

Tom, der Gute, hatte Greys Pistole, Munitionsbeutel und Pulver sowie seinen Rock und seine Strümpfe mitgebracht. Angesichts des dunklen Waldes und des langen, schmalen Pfades vom Ufer zum Lager schickte Grey Tom nicht zurück, sondern wies ihn nur an, nicht im Weg zu sein, da Sergeant Cutter – der guten Soldateninstinkt bewiesen und sich ebenfalls die Zeit genommen hatte, seine Hose anzuziehen – jetzt mit seinen bewaffneten Rekruten herbeikam.

»Wir sind vollzählig, Sir«, sagte Cutter und salutierte. »Wen habe ich die Ehre, vor mir zu haben, Sir?«

»Ich bin Oberstleutnant Grey. Lasst Eure Männer das Schiff beobachten, bitte, Sergeant, und dabei besonders darauf achten, ob unbeleuchtete Fahrzeuge den Strom entlangkommen. Dann kehrt zurück und berichtet mir, was Ihr von der Situation im Lager wisst.«

Cutter salutierte und verschwand prompt. Dabei rief er: »Los jetzt, ihr Mistkerle. Bewegung, Bewegung!«

Tom stieß einen erstickten Aufschrei aus, und Grey fuhr herum und zog unwillkürlich den Dolch. Direkt hinter ihm stand eine dunkle Gestalt.

»Bringt mich nicht um, Engländer«, sagte der Indianer, der sie vorhin zum Lager geführt hatte. Er klang leise belustigt. »*Le capitaine* hat mir aufgetragen, Euch zu suchen.«

»Warum?«, fragte Grey knapp. Er hatte immer noch Herzklopfen von dem Schreck. Er hasste es, überrumpelt zu werden, und noch mehr hasste er den Gedanken, dass der Mann ihn problemlos hätte töten können, bevor Grey ihn auch nur bemerkte.

»Die Abenaki haben Euer Zelt in Brand gesteckt; er vermutete, sie hätten Euch und Euren Diener vielleicht in den Wald verschleppt.«

Tom stieß einen extrem groben Fluch aus und machte Anstalten, schnurstracks in den Wald zu laufen, doch Grey packte ihn am Arm und hielt ihn auf.

»Bleibt hier, Tom. Es spielt keine Rolle.«

»Ihr habt gut reden«, erwiderte Tom hitzig, denn in der Aufregung vergaß er seine Manieren. »Ich kann bestimmt neue Unterwäsche für Euch auftreiben, auch wenn das nicht leicht wird, aber was ist mit dem Gemälde Eurer Cousine mit ihr und dem Kleinen, das sie Euch für Hauptmann Stubbs mitgegeben hat? Was ist mit Eurem guten Hut mit der Goldlitze?«

Im ersten Moment war Grey alarmiert – seine junge Cousine Olivia hatte ihm eine Miniatur mitgegeben, auf der sie und ihr neugeborener Sohn abgebildet waren, und ihm aufgetragen, sie ihrem Mann zu überbringen, Hauptmann Malcolm Stubbs, gegenwärtig bei Wolfes Armee. Doch er schlug sich an die Seite und spürte erleichtert das Oval der eingepackten Miniatur unversehrt in seiner Tasche.

»Schon gut, Tom. Ich habe das Bild. Was den Hut betrifft ... darum können wir uns später Sorgen machen, denke ich. Hier – wie ist

Euer Name, Sir?«, fragte er den Indianer, den er ungern einfach mit *He da* ansprechen wollte.

»Manoke«, sagte der Indianer, der nach wie vor belustigt klang.

»Ah. Würdet Ihr meinen Bediensteten zum Lager zurückbringen?« Er machte Sergeant Cutters kleine, entschlossene Gestalt am anderen Ende des Pfades aus. Unbeeindruckt ignorierte Grey Toms Einwände und schickte ihn in der Obhut des Indianers davon.

SCHLIESSLICH TRIEBEN ALLE FÜNF Branderschiffe entweder vorüber oder wurden an der *Harwood* vorbeigelenkt. Etwas, das möglicherweise ein Enterboot war – möglicherweise auch nicht –, tauchte weiter stromaufwärts auf, wurde aber von Greys improvisierter Truppe am Ufer mit Musketen- und Gewehrsalven verjagt, obwohl deren Reichweite deutlich zu kurz war; es war unmöglich, tatsächlich etwas zu treffen.

Dennoch, die *Harwood* war unversehrt geblieben, und das Lager war in einem Zustand beklommener Wachsamkeit zur Ruhe gekommen. Nach seiner Rückkehr kurz vor dem Morgengrauen hatte Grey Woodford aufgesucht und erfahren, dass der Überfall zwei Männer das Leben gekostet hatte und dass drei weitere verschleppt worden waren. Drei Indianer waren getötet worden, ein weiterer verletzt – Woodford beabsichtigte, den Mann vor seinem Tod zu verhören, bezweifelte jedoch, dass er dabei etwas Nützliches erfahren würde.

»Sie reden nie«, hatte er gesagt und sich die vom Rauch geröteten Augen gerieben. Sein Gesicht war aufgedunsen und grau vor Erschöpfung. »Sie schließen einfach die Augen und fangen an, ihren verdammten Totengesang zu singen. Ganz egal, was man ihnen antut – sie singen einfach weiter.«

Grey hatte es gehört – zumindest glaubte er das –, als er zu Beginn der Dämmerung in seine geborgte Zuflucht kroch. Ein schwacher, hoher Singsang, der sich hob und senkte wie das Rauschen in den Baumwipfeln. Er dauerte eine Weile an, dann verstummte er abrupt, um schließlich erneut zu beginnen, leise und mit Unterbrechungen, während Grey am Rand des Einschlafens verharrete.

Was mochte der Mann wohl sagen?, fragte er sich. Ob es eine Rolle spielte, dass keiner der Männer in seiner Hörweite ihn verstand?

Vielleicht war ja der Kundschafter – Manoke, so hieß er – dabei; vielleicht verstand er ihn.

Tom hatte ein kleines Zelt am Ende einer Reihe für Grey ausfindig gemacht. Wahrscheinlich hatte er einen Subalternen daraus vertrieben, doch Grey war nicht in der Stimmung zu protestieren. Es war gerade eben groß genug für den Leinenschlafsack auf dem Boden und eine Kiste, die als Tisch diente und auf der ein leerer Kerzenständer stand, doch es war ein Unterschlupf. Es hatte schwach zu regnen begonnen, als er sich auf dem Pfad ins Lager befand, und inzwischen prasselte der Regen geschäftig auf das Zeltleinen, und ein süßer, erdiger Geruch stieg auf. Falls der Todesgesang noch andauerte, war er im Geräusch des Regens nicht mehr zu hören.

Grey drehte sich um, sodass die Grasfüllung des Schlafsacks leise unter ihm raschelte, dann schlief er augenblicklich ein.

ER ERWACHTE ABRUPT und fand sich einem Indianer gegenüber. Doch die Antwort auf seine hektischen Bewegungen war kein Messer an der Kehle, sondern ein leises Glucksen und ein kaum merkliches Zurückweichen, und er tauchte gerade noch rechtzeitig aus dem Nebel des Schlafs auf, bevor er dem Kundschafter Manoke etwas antat.

»Was?«, murmelte er und rieb sich mit der Handwurzel die Augen.
»Was ist denn?« *Und warum zum Teufel liegst du auf meinem Bett?*

Als Antwort darauf legte ihm der Indianer eine Hand hinter den Kopf, zog ihn an sich und küsste ihn. Die Zunge des Mannes fuhr ihm sacht über die Unterlippe, huschte ihm wie eine Eidechse in den Mund, und dann war sie fort.

Genau wie der Indianer.

Er drehte sich auf den Rücken und kniff die Augen zu. Ein Traum. Es regnete immer noch, stärker jetzt. Er atmete tief ein; er konnte Bärenschmalz riechen, natürlich, auf seiner eigenen Haut, und Minze – war da nicht ein Hauch Metall? Es war jetzt heller – es musste Tag sein; er hörte den Trommler durch die Zeltgassen gehen, um die Männer zu wecken, und das Rattern seiner Trommelstöcke verschmolz mit dem Rattern des Regens, den Rufen der Korporäle und Sergeanten –, doch nach wie vor war es dämmrig und grau. Er glaubte nicht, dass er mehr als eine halbe Stunde geschlafen hatte.

»Himmel«, murmelte er. Dann drehte er sich steif zur Seite, zog sich den Rock über den Kopf und suchte erneut den Schlaf.

DIE HARWOOD STEUERTE langsam flussaufwärts, stets auf der Hut vor französischen Marodeuren. Es gab noch ein paar Schreckmomente, einschließlich eines weiteren Überfalls durch feindliche Indianer, während sie am Ufer lagerten. Dieser endete jedoch glücklicher; vier Marodeure wurden getötet, und nur ein Koch wurde leicht verwundet. Sie sahen sich gezwungen, eine Weile zu bleiben, wo sie waren, und auf eine wolkige Nacht zu warten, in deren Schutz sie sich an der Festung Quebec vorüberstehlen konnten, die bedrohlich auf ihrer Klippe thronte. Trotzdem wurden sie entdeckt, und ein oder zwei Kanonen feuerten in ihre Richtung, jedoch ohne Wirkung. Schließlich liefen sie in den Hafen von Gareon ein, Wolfes Hauptquartier.

Die eigentliche Stadt war durch das wachsende Militärlager fast vollständig umringt, ganze Quadratmeilen von Zelten, die sich von der Ansiedlung am Ufer aufwärts ausbreiteten und über denen eine kleine katholische Missionsstation der Franzosen wachte, deren winziges Kreuz man vom Gipfel des Hügels hinter der Stadt gerade eben sehen konnte. Ihre französischen Bewohner hatten mit der politischen Indifferenz, die die Kaufleute der ganzen Welt auszeichnet, mit den Achseln gezuckt und waren fröhlich dazu übergegangen, den Besatzungstruppen überteuerte Preise abzuverlangen.

Der General selbst war nicht anwesend, so unterrichtete man Grey, denn er kämpfte im Landesinneren, doch er würde zweifellos im Lauf des Monats zurückkehren. Ein Oberstleutnant ohne Auftrag oder Regimentszugehörigkeit war einfach nur lästig; man wies ihm ein angemessenes Quartier zu und ließ ihn höflich stehen. Da er keine unmittelbaren Pflichten zu erfüllen hatte, zuckte er seinerseits mit den Achseln und machte sich daran herauszufinden, wo sich Hauptmann Carruthers aufhielt.

Er war nicht schwer zu finden. Gleich im ersten Wirtshaus, das Grey aufsuchte, schickte ihn der *Patron* zu dem Quartier, das *le Capitaine* bewohnte, einem Zimmer im Haus einer Witwe namens Lambert in der Nähe der Missionskirche. Grey fragte sich, ob er diese Auskunft wohl genauso bereitwillig von jedem anderen Wirt des

Ortes bekommen hätte. In den Tagen ihrer Bekanntschaft hatte Charlie gern getrunken, und daran hatte sich offensichtlich nichts geändert, zumindest der herzlichen Miene des *Patrons* nach, als der Name Carruthers fiel. Nicht dass Grey ihm unter den Umständen Vorwürfe machen konnte.

Die Witwe – jung, mit kastanienbraunem Haar und sehr attraktiv – betrachtete den englischen Offizier an ihrer Tür mit tiefem Argwohn, doch als er im Anschluss auf seine Frage nach Hauptmann Carruthers erwähnte, dass er ein alter Freund des Hauptmanns war, entspannte sich ihre Miene.

»Bon«, sagte sie und ließ die Tür abrupt aufschwingen. »Er kann Freunde brauchen.«

Er stieg zwei enge Treppenfluchten zu Carruthers' Dachkammer hinauf und spürte, wie es immer wärmer wurde. Um diese Tageszeit war es angenehm, doch nachmittags musste es drückend werden. Er klopfte an und empfand einen freudigen Stich, als er Carruthers' Stimme erkannte, die ihn ins Zimmer bat.

Carruthers saß in Hemdsärmeln und Hose an einem wackligen Tisch und schrieb, ein Tintenfasschen aus einem Kürbis an der einen Seite, einen Bierkrug an der anderen. Im ersten Moment sah er Grey verständnislos an, dann leuchtete sein Gesicht auf, und er erhob sich so abrupt, dass er beide Gefäße beinahe umgeworfen hätte.

»John!«

Bevor ihm Grey die Hand hinhalten konnte, fühlte er sich schon umarmt – und erwiderte die Umarmung von ganzem Herzen, durchspült von einer Flut der Erinnerungen, als er Carruthers' Haar roch und das Kratzen seiner ungewaschenen Wange auf der seinen spürte. Doch inmitten all dieser Empfindungen spürte er, wie leicht Carruthers' Körper war, spürte die Knochen, die sich unter seinen Kleidern abzeichneten.

»Ich hätte nie gedacht, dass du kommen würdest«, wiederholte Carruthers etwa zum vierten Mal. Er ließ los, trat einen Schritt zurück und lächelte, während er sich mit dem Handrücken über die unverhohlenen feuchten Augen fuhr.

»Nun, du hast meine Anwesenheit einem Zitteraal zu verdanken«, sagte Grey und lächelte ebenfalls.

»Einem was?« Carruthers starrte ihn verständnislos an.

»Lange Geschichte – später. Erst einmal – was zum Teufel hast du getrieben, Charlie?«

Das Glück in Carruthers' hagerem Gesicht verblasste zwar, doch es verschwand nicht ganz. »Ah. Nun ja. Das ist auch eine lange Geschichte. Lass mich Martine bitten, frisches Bier zu holen.« Er winkte Grey, sich auf den einzigen Hocker im Zimmer zu setzen, und ging, bevor Grey protestieren konnte. Er setzte sich vorsichtig hin, damit der Hocker nicht zusammenbrach, doch dieser hielt sein Gewicht. Abgesehen von Hocker und Tisch, war das Zimmer sehr schlicht möbliert; ein schmales Bett, ein Nachttopf und ein alter Waschtisch mit Krug und Schüssel aus Keramik komplettierten das Ensemble. Es war sehr sauber, doch ein Geruch hing schwach in der Luft – etwas widerlich Süßes, das er umgehend zu einer verkorkten Flasche an der Rückseite des Waschtisches zurückverfolgte.

Nicht dass er den Laudanumgeruch gebraucht hätte; ein Blick in Carruthers' ausgemergeltes Gesicht hatte ihm genug gesagt. Er kehrte zu dem Hocker zurück und betrachtete die Papiere, an denen Carruthers gearbeitet hatte. Es schienen Notizen zur Vorbereitung auf das Kriegsgericht zu sein; das obere Blatt war die Schilderung einer Expedition eines Soldatentrupps unter Carruthers' Kommando, auf Befehl eines gewissen Major Gerald Siverly.

»Unser Befehl lautete, zu einem Dorf namens Beaulieu zu marschieren, etwa zehn Meilen östlich von Montmorency, dort die Häuser zu plündern und in Brand zu setzen und sämtliche Tiere, denen wir begegneten, zu vertreiben. Das haben wir getan. Einige der Männer aus dem Dorf haben Widerstand geleistet, bewaffnet mit Sensen und anderen Werkzeugen. Zwei von ihnen wurden erschossen, die anderen flüchteten. Wir sind mit zwei Wagenladungen Mehl, Käse und kleinen Haushaltsgegenständen zurückgekehrt, drei Kühen und zwei guten Maultieren.«

Weiter kam Grey nicht, bevor sich die Tür öffnete.

Carruthers trat ein, setzte sich auf das Bett und wies kopfnickend auf die Papiere.

»Ich dachte, am besten schreibe ich alles auf. Für den Fall, dass ich das Kriegsgericht nicht mehr erlebe.« Sein Ton war beiläufig, und als er Greys Miene sah, lächelte er schwach. »Mach dir keine Gedanken,

John. Ich habe immer schon gewusst, dass ich nicht alt werde. Das hier«, er hob die rechte Hand und ließ die viel zu weite Manschette seines Hemdes zurückfallen, »ist noch nicht alles.«

Er tippte sich sanft mit der linken Hand an die Brust.

»Mir hat schon mehr als ein Arzt gesagt, dass ich einen schlimmen Herzfehler habe. Ich weiß nicht genau, ob ich davon vielleicht auch zwei habe«, er grinste Grey an, dieses plötzliche, bezaubernde Grinsen, an das er sich so gut erinnerte, »oder nur ein halbes oder was auch immer. Früher bin ich hin und wieder ohnmächtig geworden, aber es wird schlimmer. Manchmal spüre ich, wie es aufhört zu schlagen und in meiner Brust zuckt. Mir wird schwarz vor Augen, und der Atem vergeht mir. Bis jetzt hat es regelmäßig wieder angefangen zu schlagen – aber eines Tages wird es das nicht mehr tun.«

Grey hatte den Blick auf Carruthers' Hand gerichtet, deren Zwerghand sich in die größere Schwester schmiegte, sodass es aussah, als umschlösse Charlies Handfläche eine seltsame Blume. Jetzt öffneten sich beide Hände langsam, und ihre Finger bewegten sich in einem seltsam schönen Gleichmaß.

»Also gut«, sagte er leise. »Erzähle es mir.«

Versagen bei der Unterdrückung einer Meuterei war eine seltene Anklage; schwer zu beweisen, weshalb es unwahrscheinlich war, dass jemand sie erhob, es sei denn, es spielten auch noch andere Faktoren eine Rolle. Was in diesem Fall zweifellos zutrif.

»Kennst du Siverly?«, fragte Carruthers und legte sich die Papiere auf das Knie.

»Nein. Ich vermute, er ist ein Schwein.« Grey wies auf die Papiere. »Aber was für eine Sorte Schwein?«

»Ein korruptes.« Carruthers schob die Papiere so zurecht, dass ihre Kanten ordentlich übereinanderlagen, den Blick fest darauf gerichtet. »Das, was du gelesen hast, das war nicht Siverly. Es ist General Wolfes Anordnung. Ich bin mir nicht sicher, ob es darum geht, die Festung vom Nachschub abzuschneiden, um sie im Lauf der Zeit auszuhungern, oder darum, Druck auf Montcalm auszuüben, damit er Soldaten aussendet, um das Hinterland zu verteidigen, wo Wolfe sie angreifen könnte – wahrscheinlich beides. Aber er hat es bewusst darauf abgesehen, die Siedlungen auf beiden Seiten des Flusses in

Angst und Schrecken zu versetzen. Nein, wir haben das auf Befehl des Generals getan.« Sein Gesicht verzog sich ein wenig, und plötzlich blickte er zu Grey auf. »Du erinnerst dich doch noch an die Highlands, John?«

»Das weißt du ganz genau.« Niemand, der an Cumberlands Säuberung der Highlands beteiligt gewesen war, würde das je vergessen. Er hatte in Schottland viele Dörfer wie Beaulieu gesehen.

Carruthers holte tief Luft.

»Ja. Nun. Das Problem war, dass Siverly angefangen hat, die geplünderten Güter an sich zu nehmen – angeblich, um sie zu verkaufen und den Gewinn gerecht unter den Männern verteilen zu können.«

»Was?« Das widersprach dem Usus der Armee, nach dem jeder Soldat ein Anrecht auf seinen Teil der Beute hatte. »Was glaubt er denn, wer er ist – ein Admiral?« Die Marine teilte Beutegelder gemäß einer Formel unter der Besatzung auf – doch die Marine war die Marine; die Besatzungen handelten viel mehr wie ein Mann, als es Armeekompanien taten, und es gab Marinegerichte, die sich um den Verkauf erbeuteter Schiffe kümmerten.

Carruthers lachte über diese Frage.

»Sein Bruder ist Kapitän. Vielleicht hat ihn das ja auf die Idee gebracht. Wie dem auch sei«, fügte er nüchtern hinzu, »er hat das Geld nie verteilt. Schlimmer noch – er hat angefangen, den Soldaten ihren Sold vorzuenthalten. Hat zunehmend später und später bezahlt, hat ihnen beim kleinsten Fehlverhalten die Bezahlung verweigert, hat behauptet, das Geld sei noch nicht eingetroffen – obwohl mehrere Männer mit eigenen Augen gesehen hatten, wie es von der Kutsche abgeladen wurde. Schlimm genug – aber immerhin bekamen die Soldaten noch gut zu essen und ordentliche Kleidung. Doch dann ist er zu weit gegangen.«

Siverly begann, aus der Provisionskammer zu stehlen. Er zweigte Vorräte ab und verkaufte sie privat.

»Ich hatte meinen Verdacht«, erklärte Carruthers, »aber keine Beweise. Doch ich hatte angefangen, ihn zu beobachten – und er wusste, dass ich ihn beobachtete, also ist er eine Weile vorsichtig vorgegangen. Den Gewehren konnte er jedoch nicht widerstehen.«

Eine Lieferung von einem Dutzend neuer Gewehre, die den üblichen, Brown Bess genannten Musketen weit überlegen waren und in der Armee Seltenheitswert besaßen.

»Ich glaube, es muss ein Amtsirrtum gewesen sein, dass sie uns überhaupt geschickt wurden. Wir hatten keine Gewehrschützen und daher auch eigentlich keinen Bedarf dafür. Deshalb hat Siverly wahrscheinlich gedacht, er käme damit davon.«

Doch er war nicht davongekommen. Zwei Privatgefreite hatten die Kiste abgeladen, waren durch ihr Gewicht neugierig geworden und hatten sie geöffnet. Aufgeregt hatten sie den anderen davon erzählt – und die Aufregung war verärgerter Überraschung gewichen, als später statt neuer Gewehre Musketen mit deutlichen Gebrauchsspuren ausgeteilt worden waren. Die Empörung – die bereits wuterfüllt war – war eskaliert.

»Angespornt durch ein Fass Rum, das wir in einem Wirtshaus in Levi konfisziert hatten«, sagte Carruthers mit einem Seufzer. »Sie haben die ganze Nacht getrunken – es war Januar, die Nächte hier sind im Januar verdammt lang – und dann beschlossen, sich auf die Suche nach den Gewehren zu machen. Und sie haben sie gefunden – unter den Bodendielen in Siverlys Quartier.«

»Und wo war Siverly?«

»In seinem Quartier. Sie haben ihm ziemlich übel mitgespielt, fürchte ich.« In Carruthers' Mundwinkel zuckte ein Muskel. »Aber er ist durch ein Fenster entwischt und hat sich durch den Schnee zur nächsten Garnison durchgeschlagen. Zwanzig Meilen weit. Ihm sind zwar ein paar Zehen abgefroren, aber er hat es überlebt.«

»Wie schade.«

»Ja, das stimmt.« Wieder zuckte der Muskel.

»Was ist denn aus den Meutern geworden?«

Carruthers atmete heftig aus und schüttelte den Kopf.

»Die meisten sind desertiert. Zwei hat man erwischt und ziemlich prompt gehängt; drei andere haben sie später gefunden; sie sind hier im Gefängnis.«

»Und du ...«

»Und ich.« Carruthers nickte. »Ich war Siverlys Stellvertreter. Ich wusste nichts von der Meuterei – einer der Fähnriche ist losgerannt,

um mich zu holen, als die Männer Siverlys Quartier angesteuert haben –, aber ich war dort, bevor sie fertig waren.«

»Es gab aber nicht viel, was du unter diesen Umständen hättest tun können, oder?«

»Ich habe es nicht versucht«, gab Carruthers unverhohlen zu.

»Ich verstehe«, sagte Grey.

»Ach ja?« Carruthers betrachtete ihn mit einem schiefen Lächeln.

»Natürlich. Siverly ist doch weiterhin bei der Armee und hat sein Kommando nicht abgegeben? Natürlich. Vielleicht hätte er aus purer Wut die zivile Klage gegen dich bevorzugt, aber du weißt ja genauso gut wie ich, dass man die Sache unter normalen Umständen wahrscheinlich auf sich hätte beruhen lassen, sobald die allgemeinen Fakten bekannt wurden. Du hast auf der Verhandlung vor einem Kriegsgericht bestanden, nicht wahr? Um das, was du weißt, an die Öffentlichkeit bringen zu können.«

Angesichts seines Gesundheitszustandes schien Carruthers das Bewusstsein, dass er eine lange Gefängnisstrafe riskierte, nichts auszumachen. Sein Lächeln veränderte sich und wurde aufrichtig.

»Ich wusste doch, dass ich mir den Richtigen ausgesucht habe«, sagte Carruthers.

»Ich fühle mich außerordentlich geschmeichelt«, sagte Grey trocken. »Aber warum ich?«

Carruthers hatte seine Papiere beiseitegelegt und lehnte sich nun ein wenig zurück, die Hände um sein Knie geschlossen.

»Warum du, John?« Das Lächeln war verschwunden, und Carruthers' graue Augen sahen ihn jetzt geradeheraus an. »Du weißt, was wir tun. Unsere Arbeit. Chaos, Tod, Zerstörung. Doch du weißt auch, warum wir es tun.«

»Oh? Vielleicht hättest du die Güte, es mir zu sagen. Ich habe mich das immer schon gefragt.«

In Charlies Augen glitzerte Humor, doch seine Stimme war ernst.

»Irgendjemand muss für Ordnung sorgen, John. Soldaten kämpfen aus allen möglichen Gründen, die meisten davon unredlich. Aber du und dein Bruder ...« Er brach ab und schüttelte den Kopf.

Grey sah, dass sein Haar von grauen Strähnen durchzogen war, obwohl er wusste, dass Carruthers kaum älter war als er selbst.

»Die ganze Welt besteht aus Chaos, Tod und Zerstörung. Aber Menschen wie ihr – ihr findet euch damit nicht ab. Wenn es irgendwie und irgendwo Ordnung und Frieden in der Welt gibt – dann ist das deinetwegen so, John, und wegen der wenigen anderen, die so sind wie du.«

Grey hatte das Gefühl, etwas sagen zu sollen, doch ihm fehlten die Worte. Carruthers erhob sich und kam zu ihm. Er legte ihm eine Hand – die linke – auf die Schulter und berührte mit der anderen sanft sein Gesicht.

»Wie heißt es in der Bibel?«, sagte Carruthers leise. »Selig sind die, die es nach Gerechtigkeit hungert und dürstet, denn sie sollen satt werden? Mich hungert, John«, flüsterte er. »Und dich dürstet. Du wirst mich nicht enttäuschen.« Charlies geheimnisvolle Finger strichen ihm über die Haut, flehend, liebkosend.

»ES IST DER USUS DER ARMEE, dass der Vorsitz eines Kriegsgerichts aus einem ranghohen Offizier und einer Anzahl weiterer Offiziere besteht, die dieser für geeignet befindet, das Gericht zu bilden, im Allgemeinen vier an der Zahl, möglicherweise mehr, jedoch nicht weniger als drei. Die angeklagte Person soll das Recht haben, Zeugen zu ihrer Unterstützung aufzurufen, und das Gericht soll diese befragen sowie jede andere Person, die es wünscht, und so soll es die Umstände klären, und falls es zu einer Verurteilung kommt, auch die Strafe.«

Diese sehr vage Formulierung war anscheinend alles, was für die Vorgehensweise eines Kriegsgerichts existierte – zumindest war sie alles, was Hal in dem kurzen Zeitraum bis zu seiner Abreise hatte aufreiben können. Es gab keine offiziellen Gesetze, die solche Gerichtsverfahren regelten, und das Zivilrecht fand hier keine Anwendung. Die Armee war – wie üblich, dachte Grey – ihr eigenes Gesetz.

Daher war es möglich, dass er beträchtlichen Freiraum bei der Durchsetzung von Charlie Carruthers' Wünschen haben würde – oder aber auch nicht, je nach dem Charakter und den beruflichen Allianzen der Offiziere, die das Gericht bildeten. Besser, wenn er so bald wie möglich herausfand, wer diese Männer waren.

Unterdessen hatte er noch eine weitere kleine Verpflichtung.

»Tom«, rief er, während er in seinem Koffer kramte, »habt Ihr Hauptmann Stubbs' Quartier ausfindig gemacht?«

»Ja, Mylord. Und wenn Ihr damit aufhört, Eure Hemden zu ruinieren, verrate ich es Euch.« Mit einem tadelnden Blick auf seinen Herrn schob ihn Tom sanft, aber bestimmt beiseite. »Was sucht Ihr überhaupt?«

»Die Miniatur meiner Cousine mit ihrem Kind.« Grey trat einen Schritt zurück, sodass sich Tom über die offene Truhe beugen und die misshandelten Hemden sorgfältig wieder in Falten legen konnte. Der Schrankkoffer war zwar heftig angesengt, doch es war den Soldaten gelungen, ihn zu retten – und damit Greys Garderobe, was Tom außerordentlich erleichterte.

»Hier, Mylord.« Tom zog das kleine Paket heraus und reichte es Grey behutsam hinüber. »Mit meinen besten Wünschen an Hauptmann Stubbs. Er wird sich sicher freuen. Der Kleine ist ihm wie aus dem Gesicht geschnitten, nicht wahr?«

Selbst mithilfe von Toms Wegbeschreibung dauerte es eine Weile, Malcolm Stubbs' Quartier ausfindig zu machen. Die Adresse – sofern man es so bezeichnen konnte – lag im ärmeren Teil der Stadt irgendwo an einem matschigen Sträßchen, das abrupt am Fluss endete. Grey war überrascht; Stubbs war ein geselliger Mensch und ein gewissenhafter Offizier. Warum hatte man ihn nicht in einem Wirtshaus oder einem ordentlichen Privathaus in der Nähe seiner Männer untergebracht?

Als er die Straße fand, hatte er längst ein ungutes Gefühl; dies verstärkte sich noch, als er sich vorsichtig seinen Weg durch die baufälligen Hütten und die Knäuel verdreckter, polyglotter Kinder bahnte, die bei seinem Anblick neugierig ihr Spiel abbrachen und ihm unter unverständlichem Gezischel folgten, die ihn aber verständnislos und mit offenen Mündern anstarrten, als er sich nach Hauptmann Stubbs erkundigte und zur Illustration erst auf seine Uniform, dann fragend auf ihre Umgebung zeigte.

Er war fast am Ende der Gasse angelangt, und seine Stiefel waren mit Schlamm, Dung und einer dicken Schicht des Laubes verkrustet, das als unablässiger Regen von den riesigen Bäumen sank, bevor er jemanden fand, der bereit war, ihm zu antworten. Es war ein betagter

Indianer, der friedlich auf einem Felsen am Flussufer saß und angelte. Der Mann sprach eine Mischung aus drei oder vier Sprachen, von denen Grey nur zwei verstand, doch dieses grundsätzliche Verständnis reichte aus.

»*Un, deux, trois*, im Hinterhof«, sagte ihm der Alte und zeigte mit dem Daumen erst die Gasse hinaus, dann seitwärts. Es folgte etwas in einer Eingeborensprache, aus dem Grey einen Hinweis auf eine Frau herauszuhören glaubte – zweifellos die Eigentümerin des Hauses, in dem Stubbs einquartiert war. Ein abschließendes »*le bon Capitaine*« schien diesen Eindruck noch zu verstärken, und nachdem er dem Mann auf Französisch und Englisch gedankt hatte, ging Grey drei Häuser weit zurück, wobei ihm hartnäckig die Schlange neugieriger Straßenkinder wie der Schweif eines Drachens folgte.

Niemand antwortete auf sein Klopfen. Also ging er um das Haus herum – gefolgt von den Kindern – und entdeckte dahinter eine kleine Hütte, aus deren grauem Steinkamin Rauch aufstieg.

Es war ein herrlicher Tag mit saphirblauem Himmel, und ein Hauch von frühem Herbst lag in der Luft. Die Tür der Hütte stand einen Spaltbreit offen, um die kühle, frische Luft einzulassen, doch er drückte sie nicht auf. Stattdessen zog er seinen Dolch aus dem Gürtel und klopfte mit dem Griff – unter den bewundernden Lauten seiner Zuschauer beim Erscheinen des Messers. Er verkniff es sich, sich umzudrehen und sich vor ihnen zu verneigen.

Er hörte keine Schritte von innen, doch plötzlich öffnete sich die Tür und gab den Blick auf eine junge Frau frei, deren Gesicht bei seinem Anblick freudig aufleuchtete.

Er blinzelte verblüfft, und in dieser einen Sekunde verschwand die Freude, und die junge Frau stützte sich mit der einen Hand an den Türpfosten und schlug sich mit der anderen vor die Brust.

»*Batirse!*«, keuchte sie sichtlich verängstigt. »*Qu'est-ce que s'passe?*«

»*Rien*«, erwiderte er nicht minder erschrocken. »*Ne t'inquiète pas, madame. Est-ce que Capitaine Stubbs habite ici?*« Regt Euch nicht auf, Madame. Wohnt Hauptmann Stubbs hier?

Sie hatte die Augen weit aufgerissen, und jetzt verdrehten sie sich. Er packte sie am Arm, damit sie nicht vor seinen Füßen in Ohnmacht fiel. Das größte der Straßenkinder trat hastig vor und drückte

die Tür ganz auf, woraufhin Grey der Frau den Arm um die Taille legte, um sie halb ins Haus zu ziehen, halb zu tragen.

Die restlichen Kinder, die dies als Einladung betrachteten, strömten unter mitfühlend klingendem Gemurmel hinter ihm in die Hütte, während er die junge Frau zum Bett schleppte und sie dort hinlegte. Ein kleines Mädchen, das kaum mehr als eine Unterhose trug, die es sich mit einer Schnur um die schwächliche Taille gebunden hatte, drängte sich an seine Seite und sagte etwas zu der jungen Frau. Obwohl das Mädchen keine Antwort bekam, benahm es sich so, als hätte es eine bekommen, und rannte zur Tür hinaus.

Grey zögerte, nicht sicher, was er tun sollte. Die Frau war zwar blass, doch sie atmete, und ihre Augenlider zuckten.

»*Voulez-vous un peu de l'eau?*«, fragte er und wandte sich ab, um sich nach Wasser umzusehen. Er entdeckte einen Eimer Wasser neben dem Kamin, wurde aber durch einen Gegenstand abgelenkt, der daneben angelehnt stand. Ein Wiegebord, auf dem ein eingewickeltes Baby festgebunden war, das mit großen, neugierigen Augen in seine Richtung schaute.

Er wusste es natürlich schon, doch er kniete sich vor dem Baby hin und wackelte vorsichtig mit dem Zeigefinger. Die Augen des Babys waren groß und schwarz wie die seiner Mutter, seine Haut ein wenig heller als die ihre. Doch sein Haar war nicht glatt, dick und schwarz. Es war zimtfarben, und der Schädel des Kindes war in einen Heiligenschein der gleichen Locken gehüllt, die Malcolm Stubbs bis fast auf die Kopfhaut geschoren trug und unter seiner Perücke versteckte.

»Was ist mit *le Capitaine?*«, fragte eine fordernde Stimme hinter ihm. Er fuhr auf dem Absatz herum, sah eine ziemlich große Frau über sich aufragen, erhob sich und verneigte sich.

»Nicht das Geringste, Madam«, versicherte er ihr. *Zumindest noch nicht.* »Ich war nur auf der Suche nach Hauptmann Stubbs, um ihm eine Nachricht zu überbringen.«

»Oh.« Die Frau – eine Französin, aber eindeutig die Mutter oder Tante der jüngeren Frau – legte ihre finstere Miene ab und schien zu schrumpfen, bis sie eine weniger bedrohliche Gestalt angenommen hatte. »Nun denn. *D'ur-gence*, diese Nachricht?« Sie betrachtete ihn;

es war eindeutig, dass kein anderer britischer Offizier die Angewohnheit hatte, Stubbs daheim zu besuchen. Wahrscheinlich war Stubbs dort offiziell einquartiert, wo er auch seinen Regimentsgeschäften nachging. Kein Wunder, dass sie gedacht hatten, er wäre hier, um zu sagen, dass Stubbs tot oder verwundet war. *Noch nicht*, fügte er von Neuem grimmig an sich selbst gewandt hinzu.

»Nein«, sagte er und spürte das Gewicht der Miniatur in seiner Tasche. »Wichtig, aber nicht dringend.« Dann ging er. Keins der Kinder folgte ihm.

NORMALERWEISE WAR ES NICHT SCHWIERIG, den Aufenthaltsort eines bestimmten Soldaten herauszufinden, doch Malcolm Stubbs schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Im Verlauf der nächsten Woche durchkämmte Grey das Hauptquartier, das Militärlager und das Dorf, doch es war keine Spur von seinem elenden angeheirateten Vetter zu finden. Seltsamer noch, niemand schien den Hauptmann zu vermissen. Seine unmittelbaren Kameraden zuckten nur verwirrt mit den Achseln, und sein Vorgesetzter befand sich offenbar flussaufwärts auf einer Inspektionsreise. Frustriert zog sich Grey ans Flussufer zurück, um nachzudenken.

Es drängten sich zwei logische Möglichkeiten auf – nein, drei. Erstens, dass Stubbs von Greys Ankunft gehört hatte und davon ausgegangen war, dass Grey genau das herausfinden würde, was er herausgefunden *hatte*, und dass er daraufhin in Panik geraten und desertiert war. Zweitens, dass er in einem Wirtshaus oder einer abgelegenen Gasse mit jemandem aneinandergeraten war, umgekommen war und jetzt friedlich unter einer Laubschicht im Wald verweste. Oder drittens – dass man ihn irgendwo hingeschickt hatte, um in aller Stille irgendetwas zu tun.

Grey hegte beträchtliche Zweifel an der ersten Möglichkeit; Stubbs war kein Mensch, der leicht in Panik geriet, und falls er von Greys Ankunft gehört hatte, wäre er sofort selbst zu ihm gekommen und hätte so verhindert, dass Grey im Dorf nach ihm suchte und das fand, was er gefunden hatte. Also verwarf er diese Möglichkeit.

Die zweite verwarf er noch schneller. Wenn Stubbs ums Leben gekommen wäre, ob durch Mord oder durch einen Unfall, hätte es

Alarm gegeben. Im Allgemeinen wusste die Armee, wo sich ihre Soldaten befanden, und wenn sie nicht da waren, wo sie hätten sein sollen, schritt man zur Tat. Dasselbe traf ja auch im Fall einer Desertion zu.

Nun denn. Wenn Stubbs fort war und niemand nach ihm suchte, folgte daraus selbstverständlich, dass ihn die Armee selbst an den Ort geschickt hatte, wohin auch immer er gegangen war. Da niemand zu wissen schien, wo er war, war seine Mission wahrscheinlich geheim. Und angesichts von Wolfes gegenwärtiger Position und Obsession bedeutete dies mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, dass sich Malcolm Stubbs flussabwärts auf der Suche nach einem Weg befand, wie man Quebec angreifen konnte. Grey seufzte, zufrieden mit dem Ergebnis seiner Überlegungen. Was wiederum bedeutete, dass Stubbs – falls er nicht von den Franzosen erwischt, von feindlichen Indianern skalpiert oder verschleppt oder von einem Bären gefressen worden war – irgendwann zurückkommen würde. Es gab nichts zu tun, als zu warten.

Er lehnte sich an einen Baum und beobachtete ein paar Fischerboote, die in Ufernähe langsam flussabwärts trieben. Der Himmel war bedeckt, und die Luft lag leicht auf seiner Haut, eine angenehme Abwechslung von der Sommerhitze. Bewölkter Himmel war gut zum Angeln; das hatte ihm der Wildhüter seines Vaters erzählt. Er fragte sich allerdings, warum. Wurden die Fische von der Sonne geblendet und suchten daher finstere Verstecke in der Tiefe auf, um dann bei gedämpfterem Licht an die Oberfläche zu steigen?

Er dachte plötzlich an den Zitteraal, der, wie ihm Suddfield erzählt hatte, in den schlammigen Gewässern des Amazonas lebte. Das Tier hatte auffallend kleine Augen, und sein Besitzer war der Meinung gewesen, dass es seine bemerkenswerten elektrischen Fähigkeiten irgendwie benutzen konnte, um seine Beute auszumachen, nicht nur, um sie zu töten.

Er hätte nicht sagen können, was ihn bewog, genau in diesem Moment den Kopf zu heben, doch als er aufblickte, sah er eins der Kanus direkt vor ihm im flachen Wasser treiben. Der Indianer, der das Kanu paddelte, lächelte ihn strahlend an.

»Engländer«, sagte er. »Wollt Ihr mit mir fischen gehen?«

Ein kleiner elektrischer Schlag durchfuhr ihn, und er richtete sich

auf. Manoke sah ihn geradeheraus an, und in seiner Erinnerung spürte er die Berührung von Lippen und Zunge, den Geruch nach frischen Kupferspänen. Sein Herz raste – in Begleitung eines Indianers verschwinden, den er kaum kannte? Es konnte leicht eine Falle sein. Am Ende skalpierte man ihn oder Schlimmeres. Doch Zitteraale waren nicht die Einzigen, die sich eines sechsten Sinnes bedienten, dachte er.

»Ja!«, rief er. »Ich warte am Anlegeplatz!«

ZWEI WOCHEN SPÄTER stieg er aus Manokes Kanu auf den Anlegeplatz, dünn, von der Sonne verbrannt, fröhlich und nach wie vor im Besitz seines Haars. Tom Byrd würde außer sich sein, dachte er; er hatte ihm zwar eine Nachricht hinterlassen, doch er hatte natürlich nicht abschätzen können, wann er zurück sein würde. Zweifellos dachte der arme Tom, man hätte ihn gefangen und in die Sklaverei verschleppt oder skalpiert und seine Haare an die Franzosen verkauft.

In Wirklichkeit hatten sie sich langsam flussabwärts treiben lassen, hatten haltgemacht, um zu fischen, wann immer ihnen danach war, hatten auf Sandbänken und kleinen Inseln kampiert, ihren Fang gegrillt und in rauchduftendem Frieden unter dem Laub von Eiche und Erle zu Abend gegessen. Hin und wieder hatten sie andere Fahrzeuge auf dem Wasser gesehen – nicht nur Kanus, sondern auch viele englische Paketboote und Briggs sowie zwei englische Kriegsschiffe, die mit geblähten Segeln behäbig flussaufwärts kreuzten, und in diesem Moment waren ihm die fernen Rufe der Seemänner so fremd erschienen wie die Zungen der Irokesen.

In der Spätsommerdämmerung des ersten Tages hatte sich Manoke nach dem Essen die Finger abgewischt, war aufgestanden, hatte sich beiläufig den Lendenschurz losgebunden und ihn fallen lassen. Dann hatte er grinsend gewartet, während sich Grey aus Hemd und Hose kämpfte.

Sie waren vor dem Essen im Fluss geschwommen, um sich zu erfrischen; der Indianer war sauber, seine Haut nicht mehr eingefettet. Und doch schien er nach Wild zu schmecken, nach dem kräftigen, ungezähmten Aroma der Hirsche. Grey hatte sich gefragt, ob es wohl an der Rasse des Mannes lag oder nur an seiner Ernährung?

»Wonach schmecke ich?«, hatte er aus Neugier gefragt.

Manoke, der ganz in sein Tun vertieft war, hatte etwas gesagt, das »Schwanz« hätte sein können, das aber genauso gut ein Ausdruck leisen Ekels gewesen sein konnte, daher beschloss Grey, diese Frage nicht weiterzuverfolgen. Außerdem, falls er tatsächlich nach Rinderbraten mit Brot oder nach Yorkshire Pudding schmeckte, würde der Indianer das erkennen? Und wollte er es wirklich wissen, wenn es so war? Nein, beschloss er und genoss den Rest des Abends ohne weitere Konversation.

Er kratzte sich im Kreuz, wo sich seine Hose an der Haut rieb, die wund war von den Mückenstichen und sich über dem verblässenden Sonnenbrand langsam ablöste. Er hatte versucht, sich wie die Eingeborenen zu kleiden, da ihm das praktisch erschien, hatte sich jedoch eines Nachmittags den Hintern verbrannt, weil er zu lange in der Sonne gelegen hatte, und war dann wieder auf Hosen umgestiegen, weil er keine Scherze über die weiße Farbe seines Allerwertesten mehr hören wollte.

In solcherart angenehme, aber zusammenhanglose Gedanken vertieft, hatte er den Ort schon halb durchquert, bevor ihm auffiel, dass jetzt mehr Soldaten zu sehen waren als zuvor. Trommeln rasselten die ansteigenden Straßen auf und ab, um die Männer aus ihren Quartieren zu rufen, und er konnte sich dem Rhythmus des militärischen Tages nicht entziehen. Seine Schritte passten sich automatisch dem Takt der Trommeln an, er richtete sich auf und spürte plötzlich den Arm der Armee, der ihn packte und ihn aus seiner sonnenverbrannten Glückseligkeit rüttelte.

Unwillkürlich blickte er den Hügel hinauf und sah die Flaggen, die über dem großen Wirtshaus flatterten, das als Feldhauptquartier diente. Wolfe war zurückgekehrt.

GREY BEGAB SICH IN SEIN QUARTIER, versicherte Tom, dass es ihm gut ging, ließ sich mit leicht schmerzhafter Gewalt das Haar entwirren, kämmen, parfümieren und fest zu einem formellen Zopf zusammenbinden und begab sich dann in seiner sauberen Uniform, die ihn auf der sonnenverbrannten Haut scheuerte, zum General, um sich vorzustellen, wie es die Höflichkeit gebot. Er kannte James Wolfe lediglich durch Beschreibungen; Wolfe war in seinem Alter, hatte in

Culloden gekämpft, war unter Cumberland während des Highlandfeldzugs ein rangniederer Offizier gewesen – doch persönlich waren sie sich nie begegnet. Allerdings hatte er schon viel von ihm gehört.

»Grey, ja? Pardloes Bruder, wie?« Wolfe hob seine lange Nase in Greys Richtung, als wollte er an ihm schnüffeln wie ein Hund, der den Hintern eines anderen inspiziert.

Grey ging davon aus, dass man ein ähnliches Verhalten nicht auch von ihm verlangte, und verneigte sich stattdessen höflich.

»Mein Bruder lässt Euch grüßen, Sir.«

Allerdings waren die Grüße seines Bruders alles andere als freundlich gewesen.

»Melodramatischer Esel«, waren Hals Worte gewesen, als er ihn vor seiner Abreise hastig ins Bild gesetzt hatte. »Angeber, schlechtes Urteilsvermögen, furchtbarer Strategie. Aber er hat unfassbares Glück, das muss man ihm lassen. Folge ihm ja nicht bei irgendeiner Torheit.«

Wolfe nickte gutmütig.

»Und Ihr seid hier als Zeuge für, wer war das noch – Hauptmann Carruthers?«

»Ja, Sir. Gibt es schon ein Datum für das Kriegsgericht?«

»Weiß nicht. Gibt es eins?«, fragte Wolfe seinen Adjutanten, eine hochgewachsene, spindeldürre Kreatur mit Knopfaugen.

»Nein, Sir. Doch jetzt, da Seine Lordschaft hier ist, kann es seinen Gang gehen. Ich sage es Brigadier Lethbridge-Steward; er wird den Vorsitz übernehmen.«

Wolfe winkte ab.

»Nein, wartet noch ein wenig. Der Brigadier wird anderes im Kopf haben. Hinterher ...«

Der Adjutant nickte und machte sich eine Notiz.

»Ja, Sir.«

Wolfe betrachtete Grey wie ein kleiner Junge, der es gar nicht erwarten kann, ein Geheimnis loszuwerden.

»Versteht Ihr die Highlander, Oberst?«

Grey kniff überrascht die Augen zusammen.

»Sofern das überhaupt möglich ist, Sir«, erwiderte er höflich, und Wolfe brach in wieherndes Gelächter aus.

»Guter Mann.« Der General wandte den Kopf zur Seite und betrachtete Grey weiterhin abschätzend. »Ich habe etwa hundert von ihnen dabei; habe überlegt, wozu sie wohl gut sein könnten. Ich glaube, mir ist etwas eingefallen – ein kleines Abenteuer.«

Der Adjutant lächelte unwillkürlich, dann tilgte er das Lächeln rasch aus seinem Gesicht.

»Ist das so, Sir?«, sagte Grey vorsichtig.

»Nicht ungefährlich«, fuhr Wolfe sorglos fort. »Aber es sind ja nur Highlander ... kein großes Ärgernis, sollten sie fallen. Würdet Ihr uns gern begleiten?«

Folge ihm ja nicht bei irgendeiner Torheit. Fabelhaft, Hal, dachte er. Irgendwelche Vorschläge, wie man ein solches Angebot seines Befehlshabers ausschlägt?

»Es wäre mir ein Vergnügen, Sir«, sagte er, und ein beklommener Schauer lief ihm über den Rücken. »Wann?«

»In zwei Wochen – bei Neumond.« Es fehlte nur noch, dass Wolfe vor Begeisterung mit dem Schwanz gewedelt hätte.

»Dürfte ich auch die Natur dieser ... äh ... Expedition erfahren?«

Wolfe wechselte voll Vorfreude einen Blick mit seinem Adjutanten, dann richtete er die vor Aufregung glänzenden Augen auf Grey.

»Wir werden Quebec erobern, Oberst.«

WOLFE GLAUBTE ALSO, seinen Angriffspunkt gefunden zu haben. Oder vielmehr hatte sein getreuer Kundschafter Malcolm Stubbs diesen für ihn gefunden. Grey kehrte kurz in sein Quartier zurück, steckte sich die Miniatur von Olivia und dem kleinen Cromwell in die Tasche und begab sich auf die Suche nach Stubbs.

Er machte sich nicht die Mühe, sich zu überlegen, was er zu Malcolm sagen sollte. Gut, dachte er, dass er Stubbs nicht gleich nach seiner Entdeckung der indianischen Geliebten und ihres Kindes gefunden hatte; es wäre gut möglich gewesen, dass er Stubbs einfach ohne ein Wort der Erklärung zusammengeschlagen hätte. Doch seitdem war einige Zeit verstrichen, und sein Blut war jetzt kühler. Er war gelassen.

Zumindest dachte er das, bis er eines der besseren Wirtshäuser betrat – Malcolm hatte einen gehobenen Weingeschmack – und sei-

nen angeheirateten Vetter ganz entspannt in geselliger Runde mit seinen Freunden an einem Tisch antraf. Stubbs' Name passte zu seiner Gestalt, denn er maß in beiden Dimensionen ungefähr eins sechzig, ein rothaariger Mann, der auch im Gesicht rot anlief, wenn er sich ordentlich amüsierte oder ordentlich betrunken war.

Im Moment schien beides zuzutreffen, denn er lachte wild über etwas, das einer seiner Kameraden gesagt hatte, und winkte mit dem leeren Glas nach der Kellnerin. Er wandte sich nach hinten, erblickte Grey, der durch den Schankraum kam, und strahlte. Grey sah, dass er reichlich Zeit im Freien verbracht hatte; Stubbs war fast genauso sonnenverbrannt wie er selbst.

»Grey!«, rief er. »Was sehen meine trüben Augen! Was zum Teufel führt dich in die Wildnis?« Dann bemerkte er Greys Miene, und seine Herzlichkeit ließ ein wenig nach, während sich zwischen seinen Augenbrauen eine verwunderte Falte bildete.

Die Falte brachte es nicht bis zum ausgewachsenen Stirnrunzeln. Grey warf sich über den Tisch, sodass die Gläser flogen, und packte Stubbs beim Hemd.

»Du kommst mit mir, du verdammtes Schwein«, flüsterte er, das Gesicht dicht vor dem des jüngeren Mannes, »oder ich bringe dich gleich hier um, das schwöre ich.«

Dann ließ er los und richtete sich auf. Das Blut hämmerte ihm in den Schläfen.

Stubbs rieb sich die Brust, entrüstet, erschrocken – und verängstigt. Grey konnte es seinen großen blauen Augen ansehen. Langsam erhob sich Stubbs und wies seine Kameraden mit einer Geste an zu bleiben.

»Keine Sorge, Jungs«, sagte er, tapfer um Beiläufigkeit bemüht. »Mein Vetter – dringender Notfall in der Familie, wie?« Grey sah, wie sich zwei der Männer vielsagende Blicke zuwarfen und ihn dann argwöhnisch ansahen. Oh ja, sie wussten Bescheid.

Steif wies er Stubbs an voranzugehen, und sie durchschritten die Tür unter dem Deckmäntelchen der Würde. Draußen jedoch packte er Stubbs am Arm und zerrte ihn um die Ecke in eine kleine Gasse. Er stieß Stubbs so fest von sich, dass dieser das Gleichgewicht verlor und gegen die Wand prallte; Grey trat ihm die Beine weg und kniete

sich dann auf dessen Oberschenkel, wo er ihm das Knie brutal in den Muskel bohrte. Stubbs stieß ein ersticktes Geräusch aus, nicht ganz ein Schrei.

Mit vor Wut zitternder Hand grub Grey in seiner Tasche und brachte die Miniatur zum Vorschein, die er Stubbs kurz zeigte, bevor er sie dem Mann in die Wange grub. Stubbs jaulte auf, fasste danach, und Grey überließ sie ihm und erhob sich schwankend von dem Mann.

»Wie kannst du es wagen«, sagte er leise, aber heftig, »deine Frau zu entehren, deinen Sohn?«

Malcolm atmete schwer und umklammerte mit einer Hand seinen schmerzenden Oberschenkel, doch allmählich fand er die Fassung wieder.

»Es ist nichts«, sagte er. »Es hat überhaupt nichts mit Olivia zu tun.« Er schluckte, wischte sich mit der Hand über den Mund und warf einen vorsichtigen Blick auf die Miniatur in seiner Hand. »Das ist der Kleine, ja? Gut ... hübscher Junge. Sieht aus wie ich, nicht wahr?«

Grey trat ihm brutal in den Magen.

»Ja, genau wie dein *anderer* Sohn«, zischte er. »Wie konntest du so etwas tun?«

Malcolms Mund öffnete sich, doch es kam nichts heraus. Er rang nach Atem wie ein gestrandeter Fisch. Grey sah ihm mitleidlos zu. Bevor er mit dem Mann fertig war, würde er ihn noch am Spieß auf glühender Kohle grillen. Er bückte sich und nahm Stubbs die Miniatur aus der widerstandslosen Hand, um sie wieder einzustecken.

Nach einem langen Moment brachte Stubbs einen heulenden Keuchlaut zuwege, und sein Gesicht, das sich violett verfärbt hatte, nahm wieder sein ursprüngliches Ziegelrot an. In seinen Mundwinkeln hatte sich Speichel gesammelt; er leckte sich über die Lippen und spuckte aus, dann setzte er sich schwer atmend zurück und blickte zu Grey auf.

»Hast du vor, noch einmal zuzuschlagen?«

»Im Moment nicht.«

»Gut.« Er streckte die Hand aus, und Grey ergriff sie und half Stubbs grunzend auf die Beine. Malcolm lehnte sich schwer keuchend an die Wand und betrachtete ihn.

»Wer hat dich denn zum Gott erklärt, Grey? Wer bist du, dass du dir ein Urteil über mich erlaubst?«

Fast hätte Grey erneut auf ihn eingeschlagen, doch er beherrschte sich.

»Wer *ich* bin?«, wiederholte er. »Olivias verdammter Vetter, das bin ich. Der engste männliche Verwandte, den sie auf diesem Kontinent hat! Und du, falls ich dich daran erinnern muss – und offensichtlich muss ich das –, bist ihr verdammter Ehemann. Urteil? Was zum Teufel meinst du damit, du dreckiger Lüstling?«

Malcolm hustete und spuckte erneut aus.

»Ja. Nun. Ich sagte doch, es hat nichts mit Olivia zu tun – also hat es auch nichts mit dir zu tun.« Er sprach scheinbar ruhig, doch Grey konnte den Puls in seiner Kehle hämmern sehen, das nervöse Hin und Her seiner Augen. »Es ist doch nichts Ungewöhnliches – es ist verdammt noch mal Usus, zum Kuckuck. Jeder ...«

Er rammte Stubbs das Knie in die Weichteile.

»Versuch's noch einmal«, riet er Stubbs, der zu Boden gefallen war und zusammengekrümmt wie ein Embryo stöhnend dalag. »Lass dir Zeit; ich habe nichts zu tun.«

Da ihm bewusst wurde, dass er beobachtet wurde, drehte er sich um und sah mehrere Soldaten am Eingang der Gasse zusammenstehen. Sie zögerten. Doch er trug seine Paradeuniform – etwas mitgenommen, doch sie ließ immer noch deutlich seinen Dienstrang erkennen –, und als er sie böse anfunkelte, zerstreuten sie sich hastig.

»Ich sollte dich auf der Stelle umbringen, weißt du«, sagte er nach einigen Sekunden zu Stubbs. Doch die Wut, die ihn angetrieben hatte, schwand dahin, während er zusah, wie sich der Mann zu seinen Füßen übergab, und seine nächsten Worte klangen erschöpft. »Besser für Olivia, wenn sie einen toten Mann hat – und was auch immer du ihr hinterlässt – als einen lebenden Schuft, der sie mit ihren Freundinnen betrügt – wahrscheinlich noch mit ihrer eigenen Zofe.«

Stubbs murmelte etwas Unverständliches, und Grey bückte sich, packte ihn am Schopf und zog seinen Kopf hoch.

»Wie war das?«

»So ... war's nicht.« Stöhnend umklammerte sich Malcolm selbst und manövrierte sich vorsichtig zum Sitzen hoch. Er zog die Knie

hoch und legte eine Weile keuchend den Kopf darauf, bevor er in der Lage war weiterzusprechen.

»Du weißt gar nichts, oder?« Er sprach leise, ohne den Kopf zu heben. »Du hast nicht gesehen, was ich gesehen habe. Nicht ... getan, was ich tun musste.«

»Wie meinst du das?«

»Das ... das Töten. Nicht ... im Kampf. Nichts Ehrenwertes. Farmer. Frauen ...« Er sah, wie sich Stubbs' kräftiger Hals bewegte, als er schluckte. »Ich – wir – schon seit Monaten. Plündern das Hinterland, brennen Höfe nieder, Dörfer.« Er seufzte, und seine breiten Schultern sackten in sich zusammen. »Die Männer, ihnen macht es nichts aus. Die Hälfte von ihnen sind ohnehin Rohlinge.« Er holte röchelnd Luft. »Denken sich nichts dabei, einen Mann auf seiner Türschwelle zu erschießen und sich neben seiner Leiche an seiner Frau zu vergehen.« Er schluckte. »Montcalm ist nicht der Einzige, der für Skalps bezahlt«, sagte er leise. Grey konnte nicht umhin, den wunden Ton in seiner Stimme zu hören, einen Schmerz, der nicht körperlich war.

»Jeder Soldat hat so etwas schon gesehen, Malcolm«, sagte er nach einer kurzen Pause beinahe sanft. »Du bist Offizier. Es ist deine Aufgabe, sie im Zaum zu halten.« *Und du weißt verdammt gut, dass das nicht immer möglich ist*, dachte er.

»Ich weiß«, sagte Malcolm und begann zu weinen. »Ich konnte es nicht.«

Grey wartete ab, während er schluchzte, und fühlte sich zunehmend töricht und beklommen. Schließlich hoben sich die breiten Schultern und entspannten sich.

Nach einem Moment sagte Malcolm mit leicht zitternder Stimme: »Jeder findet einen Weg, nicht wahr? Und so viele Wege gibt es ja nicht. Alkohol, Karten oder Frauen.« Er hob den Kopf und rutschte ein wenig, um eine bequemere Haltung zu finden. »Aber du hältst es nicht sehr mit den Frauen, oder?«

Grey fühlte, wie ihm der Magen wegsackte, doch er begriff rechtzeitig, dass Malcolm seine Worte beiläufig gesagt hatte und keine Anklage in seinem Ton lag.

»Nein«, sagte er und holte tief Luft. »Meistens Alkohol.«

Malcolm nickte und wischte sich die Nase am Ärmel ab.

»Alkohol hilft mir nicht«, sagte er. »Ich schlafe ein, aber ich vergesse nicht. Ich träume nur von ... Dingen. Und Huren – ich – nun ja, ich wollte mir keine Krankheit holen und vielleicht ... nun, Olivia«, murmelte er und blickte zu Boden. »Bin kein guter Kartenspieler«, sagte er und räusperte sich. »Aber in den Armen einer Frau – da kann ich schlafen.«

Grey lehnte sich an die Wand und fühlte sich beinahe so geprügelt wie Malcolm Stubbs. Leuchtende Blätter schwebten durch die Luft, umwirbelten sie, sanken in den Schlamm.

»Also schön«, sagte er schließlich. »Was hast du jetzt vor?«

»Weiß nicht«, sagte Stubbs tonlos und resigniert. »Ich werde mir wohl etwas einfallen lassen.«

Grey bückte sich und bot ihm die Hand an; Stubbs rappelte sich vorsichtig auf, nickte Grey zu und humpelte auf das Ende der Gasse zu, vornübergebeugt, die Hände vor den Bauch gepresst, als könnten seine Innereien herausfallen. Doch auf halbem Weg blieb er stehen und sah sich um.

»Kann ich – die Miniatur? Sie sind immer noch die Meinen, Olivia und das ... mein Sohn.«

Grey stieß einen Seufzer aus, der ihm durch Mark und Bein ging; er fühlte sich tausend Jahre alt.

»Ja, das sind sie«, sagte er, folgte ihm, zog die Miniatur aus seiner Tasche und steckte sie Stubbs vorsichtig in den Rock. »Vergiss das nicht, ja?«

ZWEI TAGE SPÄTER traf ein Konvoi von Militärschiffen unter dem Kommando von Admiral Holmes ein. Wieder überfluteten Männer die Stadt, die Hunger auf ungepökelttes Fleisch, frisch gebackenes Brot, Alkohol und Frauen hatten. In Greys Quartier erschien ein Bote, der ihm ein Päckchen von seinem Bruder brachte, mit den besten Wünschen des Admirals.

Es war klein, aber sorgfältig gepackt, in Wachstuch gewickelt und mit Zwirn verschnürt, dessen Knoten mit dem Wappen seines Bruders versiegelt war. Das sah Hal gar nicht ähnlich, denn seine Kom-muni-qués bestanden üblicherweise aus hastig verfassten Noten, die

im Allgemeinen etwas weniger als die Anzahl der Worte enthielten, die unbedingt notwendig waren, um seine Nachricht zu übermitteln. Sie waren nur selten unterschrieben, geschweige denn versiegelt.

Auch Tom Byrd schien das Paket leicht ominös zu finden; er hatte es separat von der restlichen Post hingelegt und es mit einer großen Flasche Brandy beschwert, als wollte er verhindern, dass es die Flucht ergriff. Entweder das, oder er vermutete, dass Grey den Brandy brauchen würde, um ihm bei der anstrengenden Aufgabe zu helfen, einen Brief zu lesen, der mehr als eine Seite umfasste.

»Sehr fürsorglich, Tom«, murmelte er lächelnd und griff nach seinem Taschenmesser.

Tatsächlich nahm der Brief im Inneren des Päckchens weniger als eine Seite ein, trug weder Anrede noch Unterschrift und sah halbganz und gar ähnlich.

Minnie möchte wissen, ob du Hunger leidest, obwohl ich nicht weiß, was sie dagegen tun will, sollte die Antwort Ja lauten. Die Jungen möchten wissen, ob du Skalps erbeutet hast – sie sind fest überzeugt, dass es keinem Indianer gelingen würde, dir den deinen zu nehmen; ich teile diese Meinung. Am besten bringst du drei Tomahawks mit, wenn du nach Hause kommst.

Hier ist dein Briefbeschwerer; der Juwelier war sehr beeindruckt von der Qualität des Steins. Der andere Gegenstand ist eine Kopie von Adams' Geständnis. Sie haben ihn gestern gehängt.

Der restliche Inhalt des Päckchens bestand aus einem kleinen Waschelederbeutel und einem offiziell aussehenden Dokument auf mehreren Bogen guten Pergaments, das zusammengefaltet und versiegelt war – diesmal mit dem Siegel George des Zweiten. Grey ließ es auf dem Tisch liegen, holte einen der Zinnbecher aus seiner Feldtruhe, füllte ihn bis zum Rand mit Brandy und bewunderte einmal mehr die Voraussicht seines Leibdieners.

Derart gestärkt, setzte er sich und ergriff den kleinen Beutel, aus dem er sich einen kleinen, schweren Briefbeschwerer aus Gold in die Hand fallen ließ, der die Form eines Halbmondes über Meeresswogen hatte. Er war mit einem geschliffenen – und ziemlich großen – Saphir

besetzt, der wie der Abendstern in seiner Fassung leuchtete. Woher hatte James Fraser einen solchen Stein?, fragte er sich.

Er drehte den Briefbeschwerer in seiner Hand und bewunderte die Kunstfertigkeit des Juweliers, doch dann legte er ihn beiseite. Er nippte eine Weile an seinem Brandy und betrachtete das offizielle Dokument, als könnte es explodieren. Eigentlich war er sich sogar sicher, dass es das tun würde.

Er wog das Dokument in der Hand und spürte, wie der Luftzug vom Fenster es sacht anhob und flattern ließ wie ein Segel, kurz bevor es sich mit Luft füllt und sich klatschend bläht.

Alles Warten würde nicht helfen. Und Hal wusste eindeutig ohnehin, was darin stand; er würde es Grey erzählen, ob dieser es wissen wollte oder nicht. Seufzend stellte er seinen Brandy beiseite und brach das Siegel auf.

Ich, Bernard Donald Adams, lege dieses Geständnis aus freiem Willen ab ...

War das so?, fragte er sich. Er kannte Adams' Handschrift nicht, konnte nicht sagen, ob das Dokument selbst geschrieben oder diktiert worden war – nein, halt. Er drehte die Bogen um und betrachtete die Signatur. Dieselbe Hand. Also schön, er hatte es selbst geschrieben.

Blinzelnd betrachtete er das Dokument. Es schien mit fester Hand verfasst worden zu sein. Wahrscheinlich also nicht unter Folter erzwungen. Vielleicht war es ja die Wahrheit.

»Idiot«, murmelte er vor sich hin. »Lies das gottverdammte Ding und bring es hinter dich!«

Er trank den Rest seines Brandys in einem Schluck, strich die Seiten auf der steinernen Fensterbrüstung glatt, und dann endlich las er die Geschichte vom Tod seines Vaters.

DER HERZOG HATTE SCHON seit einiger Zeit den Verdacht gehegt, dass ein jakobitischer Ring existierte, und er hatte drei Männer identifiziert, von denen er glaubte, dass sie damit zu tun hatten. Dennoch hatte er keine Anstalten gemacht, sie bloßzustellen, bis gegen ihn selbst ein Haftbefehl wegen Hochverrats erlassen wurde. Als er davon erfuhr, hatte er Adams augenblicklich auf seinen Landsitz in Earlingden bestellt.

Adams wusste nicht, wie viel der Herzog von seiner eigenen Verstrickung in die Angelegenheit wusste, doch er wagte es nicht fernzubleiben, weil er fürchtete, der Herzog werde ihn im Fall seiner Festnahme denunzieren. Also bewaffnete er sich mit einer Pistole und ritt bei Nacht nach Earlingden, wo er kurz vor Tagesanbruch eintraf.

Er war an die Außentür des Wintergartens gekommen, und der Herzog hatte ihn eingelassen. Woraufhin es zu »einem Gespräch« kam.

Ich hatte an diesem Tag von einem Haftbefehl wegen Hochverrats gehört, der dem Herzog überbracht werden sollte. Dies stimmte mich beklommen, denn der Herzog hatte sowohl mich als auch einige Kollegen in der Vergangenheit auf eine Weise befragt, die mir nahelegte, dass er die Existenz einer geheimen Bewegung zur Wiederherstellung des Throns der Stuarts argwöhnte.

Ich habe gegen die Festnahme des Herzogs argumentiert, da ich das Ausmaß seines Wissens oder seines Argwohns nicht kannte und fürchtete, dass er, wenn er selbst in Gefahr geriet, imstande sein könnte, mit dem Finger auf mich oder meine wichtigsten Kollegen zu zeigen, nämlich Joseph Arbuthnot, Lord Creemore und Sir Edwin Bellman. Sir Edwin bestand jedoch darauf und sagte, dass es nicht schaden könnte; etwaige Vorwürfe seitens des Herzogs von Pardloe könnten schlicht als Versuch verworfen werden, sich selbst zu retten, ohne jede faktische Grundlage – wohingegen die Tatsache seiner Festnahme eine allgemeine Annahme seiner Schuld nach sich ziehen und jede etwaige Aufmerksamkeit von uns ablenken würde.

Als der Herzog von dem Haftbefehl hörte, schickte er noch am selben Abend einen Boten zu meinem Quartier und rief mich augenblicklich zu sich auf seinen Landsitz. Ich wagte es nicht, seinen Ruf zu missachten, da ich nicht wusste, über welche Beweise er möglicherweise verfügte, und daher bin ich in der Nacht zu seinem Anwesen geritten und kurz vor dem Morgengrauen eingetroffen.

Dort hatte Adams den Herzog in seinem Wintergarten angetroffen. Welche Form dieses Gespräch auch immer gehabt hatte, sein Ausgang war drastisch gewesen.